18/1985 Preis 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Leisniger Leben

Großaufnahme einer kleinen Stadt

Delphinrätsel

Wie schlafen diese Meeressäuger?

Trommeln in der Endmontage

Junge Kampucheaner kehren als Facharbeiter in die Heimat zurück

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Kleine Stadt ganz groß
Beobachtungen und Begegnungen in Leisnig an der Freiberger Mulde **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Ilmenauer Porzellan-Offerte **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wissenschaft
Wie der Schlaf der Delphine enträtselt wurde **Seite 16**

Städtebau
Brno – alte Stadt mit neuem Teint **Seite 20**

mobile **Seite 24**

Geschichte
Prof. Tamara Motyljowa über antifaschistische Literatur im Krieg **Seite 26**

Baustellen-geschichten (5)
Bautzener Orgel an der Wolga **Seite 28**

Preisausschreiben
Wer weiß Bescheid? – Ein Wissenswettbewerb zur Sowjetliteratur **Seite 30**

Das Gesicht
Prof. Kurt Sanderling **Seite 32**

Literatur
Ljudmila Petruschewskaja: „Netze und Fallen“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Der Zauberer der Smaragdenstadt **Seite 40**

Solidarität
Welche Entscheidung trifft der Kampucheaner Mony Reth Vann? **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Sport
Der Mann, der die Leichtathletikwelt auf den Kopf stellte: Rudolf Powarnizyn **Seite 46**

Naturschutz
Aus der Chronik der Wiesensteppe **Seite 50**

Porträt
Der Taschkenter Keramiker Alexander Kedrin **Seite 52**

Titelfoto:
Detlef Christel fotografierte im Landtechnischen Instandsetzungswerk Halle sechs Kampucheaner, die erfolgreich ihre Lehrausbildung abschlossen

Redaktionsschluß für dieses Heft: **26. 8. 1985**

Der alte, neue Arbat

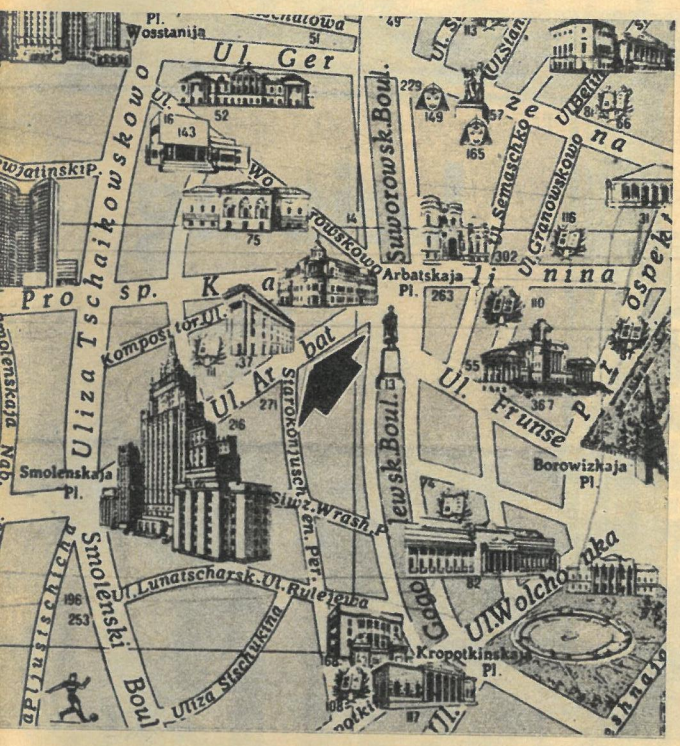
Nun hat auch die Altstadt von Moskau ihre erste Fußgängerzone: Die Uliza Arbat im Zentrum der Hauptstadt lädt Einwohner und Gäste zum Bummeln und Verweilen ein. Schon 1973 wurden die Häuser zwischen dem Arbatplatz und dem Smolensker Platz unter Denkmalschutz gestellt. Nach mehrjähriger Rekonstruktion erstrahlen die historisch und architektonisch wertvollen Gebäude in neuem Glanz. Mit der Sorgfalt von Kosmetikerinnen nahmen sich die Architekten und Restauratoren der alten Häuser an. In zarten Pastelltönen präsentieren sich jetzt die Fassaden, die mit Ornamenten, Giebeln und Simsen überreich geschmückt sind.

Wie eh und je reihen sich Geschäfte aneinander, jetzt sind Straßencafés und Gaststätten dazugekommen. Von gemütlichen Sitzbänken aus kann der Besucher die sehr unterschiedlichen Baustile betrachten, die etwas von der wechselvollen Geschichte dieser Straße erzählen. Der Arbat wird in einer Chronik erstmals 1493 erwähnt. Der Name komme aus dem Arabischen und bezeichne einen „Ort hinter der Stadtmauer“, eine Vorstadt. Man nimmt an, daß orientalische Kaufleute das Wort nach Moskau brachten. Eine andere Version weiß zu berichten, daß die Bezeichnung auf das tatarische Wort Arby zurückzuführen sei – was auf zweirädrige Transportwagen hinweist und auf Werkstätten, in denen sie repariert wurden. Wie auch immer – Handel und Gewerbe florierten hier, vom 15. Jahrhundert an verlief über den Arbat die Straße nach Smolensk. Hier wohnten Handwerker und Händler, hier wurden Tauschgeschäfte gemacht. Die Namen der malerischen kleinen Gassen ringsum erinnern noch an diese Zeit: Kalatschny (Weizenbäcker), Chlebny (Brot), Skatertny (Tischtuch), Plotnikowy (Zimmermann), Serebrjanny (Silber).

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ließen Aristokraten und Höflinge des Zaren ihre Villen errichten. Der Arbat wurde die feudalste Straße Moskaus. Beim großen Brand von Moskau 1812 gingen die Holzhäuser in Flammen auf. Später bauten reiche Kaufleute und Bankiers an dieser Stelle ihre Prunkbauten. Der Arbat blieb bis in dieses Jahrhundert „die zentrale Geschäftsstraße im vornehmsten Wohnquartier Moskaus“, wie uns ein alter Reiseführer überliefert.

Schriftsteller, Maler und Theaterleute haben schließ-

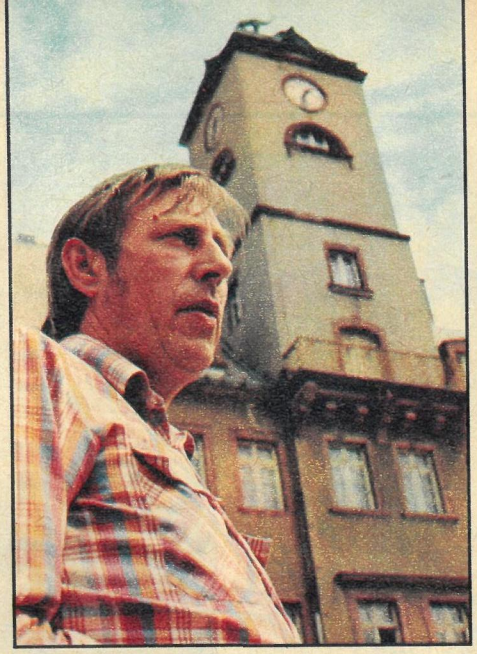
Der Arbat Anfang der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts (oben)
Der 500jährige Arbat präsentiert sich heute als Fußgängerzone (links)
Noch vor wenigen Jahren war die Straße vollgestopft mit Autos (unten)



lich auch zum Ruhm dieser Straße beigetragen. Eine Tafel an dem pastellblauen Haus Nr. 53 erinnert daran, daß Alexander Puschkin im Jahre 1831 einige Monate mit seiner Frau Natalja Gontscharowa hier wohnte. Herzen, Lermontow und schließlich Tolstoi werden irgendwie einmal mit dem Arbat in Verbindung gebracht. So beschreibt der bekannte Lokalreporter der Moskauer „Russkije wedemosti" Wladimir Giljarowski eine anschauliche Episode seiner ersten Begegnung mit Lew Tolstoi. Eines frühen Morgens half er auf dem Arbat dem Grafen, sein Fuhrwerk wieder in Gang zu setzen. Der kräftige Reporter brachte das lädierte Rad wieder auf die Achse, damit der Graf seine Winterkartoffeln, die er am Smolensker Markt gekauft hatte, nach Hause bringen konnte. „Laß mich das machen, Alter, ich bin jünger!" Später haben im 3. Studio des Moskauer Künstlertheaters Block, Eisenstein und Wachtangow hitzige Gespräche über die neue proletarische Kunst geführt. Das Theater in der Arbatstraße 26 trägt seit 1926 den Namen des Schauspielers und Regisseurs Jewgeni Wachtangow.

Wer von der Metrostation „Arbatskaja" zum Außenministerium schlendert, unternimmt damit zugleich einen Spaziergang durch ein Stück Moskauer Geschichte.

Text: Günther Wolfram; Fotos: Billeb, Gende-Rote, APN



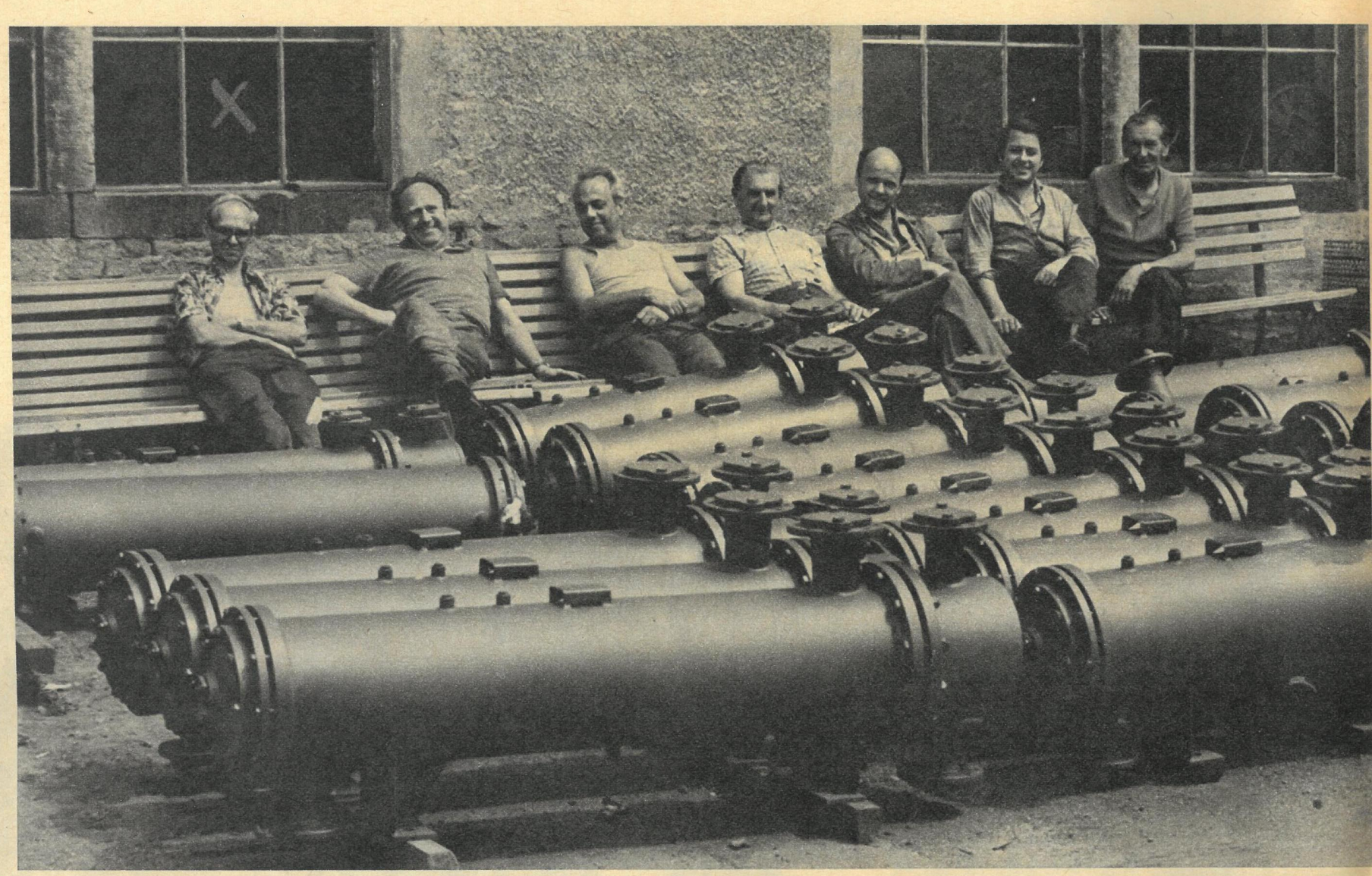
„Produktion und Leben gehören zusammen“, sagt Bürgermeister Schmidt. Das Füllhorn auf dem Rathausturm ist leider nur Attrappe.

Oben in der Leisniger Burg Muldenstein (und auf der Seite 8 dieses Heftes) wird „der größte Stulpenstiefel der Welt“ gezeigt, Höhe 3,70, Sohlenlänge 1,90 Meter. Wem er passen sollte, der müßte 12 Meter mes-

Wer kennt denn schon

Großes Engagement in einer kleinen Stadt — Ein Beitrag von Fritz Jahn (Text) und Lothar Willmann (Fotos)

sen. Döbelner Meister fertigten das Mordsding vor 60 Jahren aus 10 Rindshäuten und 92 Kilo Bodenleder. Geltungsdrang? Der Wunsch, auch einmal berühmt zu werden? Oder einfach nur Spaß an ausgefallener Handwerksarbeit? Wir wissen es nicht. – 7500 Städte und Gemeinden gibt es in unserer Republik. Da wächst – besonders im Vorfeld des XI. Parteitages der SED – manch Bemerkenswertes, erkennbar oft erst auf den zweiten Blick. FREIE WELT will in einer losen Folge von Beiträgen davon berichten.



Mittägliches Sonnenbad im Hof des VEB Apparatebau, die unentbehrlichen Wärmetauscher im Vordergrund.

Wer kennt denn schon Leisnig

Zwiebellauch steht stramm vor Wachsenslust, und wenn frischgegossene Tomaten hurra schreien könnten...! Doch es ist still in den Gärten. Wie ausgestorben kurz nach Sonnenuntergang auch der Markt, ein paar helle Fenster nur im Althäuserrechteck, das nach Filmkulisse aussieht. Ist die Zeit stehengeblieben? War 1810 erst gestern, als am Obertor zum letzten Mal jemand an den Pranger gestellt wurde, eine Frau, wegen Falschmünzerei? – Da kommt ein junger Mann über den Platz gelaufen, schwarze Haut, weiße Plasttüte, Kubaner vielleicht, wenigstens ein Hauch von Welt. Das also ist Leisnig, 1046 urkundlich erwähnt, Handelsplatz an der mittelalterlichen Salzstraße, mehrmals abgebrannt, von der Pest heimgesucht, gebeutelt von Fürstenfehden und großen Kriegen – dem Dreißigjährigen, dem Siebenjährigen, den Napoleonischen –, Stadt auf dem Berg oder auch Blütenstadt geheißen, 9643 Einwohner, im Kreis Döbeln an der Freiberger Mulde gelegen.

Überm Gasthaus „Zum Goldenen Stern", wo die Brückenbauer wohnen, verlöschen die Lichter. Leisnig geht früh zu Bett und beizeiten arbeiten.

✶

Bis vor kurzem kannte ich kaum seinen Namen, jetzt vermag ich mir ein Funktionieren der DDR ohne das Städtchen schon gar nicht mehr recht vorzustellen. Auf irgendeine Art, scheint mir, haben wir alle mit Leisnig zu tun.

Verkehr: In jedem Schiff aus unserem Land schwimmt etwas von hier mit. Rohrbündelwärmeübertrager, dazu bestimmt, Öl und andere Medien abzukühlen oder vorzuwärmen. Leisniger Wärmetauscher vom Handtaschenformat bis zu drei Tonnen Gewicht findet man auch im Trafo-, im Zementanlagen- und im Schwermaschinenbau, im Lastwagen W 50, im Traktor ZT 300, in selbstfahrenden Landmaschinen.

Kleidung: Bevor Kammgarn wird, muß Schafwolle von Unrat, Verfilzung und Kurzfaser befreit werden. Das tun Wollkämmaschinen, die für den gesamten RGW-Raum ausschließlich in Leisnig gebaut werden.

Haushalt: Motoren für Kassettengeräte, für Plattenspieler, für den Lebensmittelzerkleinerer Multiboy, für Heimwerkers Kleinstschleifer. 21,5 Prozent der Spring- und 64,5 Prozent der Faltrollos. Pro Jahr 110 000 Gefrierkörbe (Alleinherstellung in der DDR), 200 000 Küchenkörbe, 70 000 Kinderwagenkörbe, 60 000 Fahrradgepäckträgerkörbe aus Draht.

Esserei: 5200 Tonnen Makkaroni, Spirelli, Hörnchen, Muscheln und Nudeln, die sich von Januar bis Dezember über die Südhälfte der DDR ergießen, von Suhl bis Magdeburg, von Dresden bis Frankfurt/Oder. Desgleichen von Ende Juli des einen bis Mitte Juni des anderen Jahres ein Strom von leichtkühlgelagerten Äpfeln, rund 600 Hektar Obstplantagen gibt's um die Stadt.

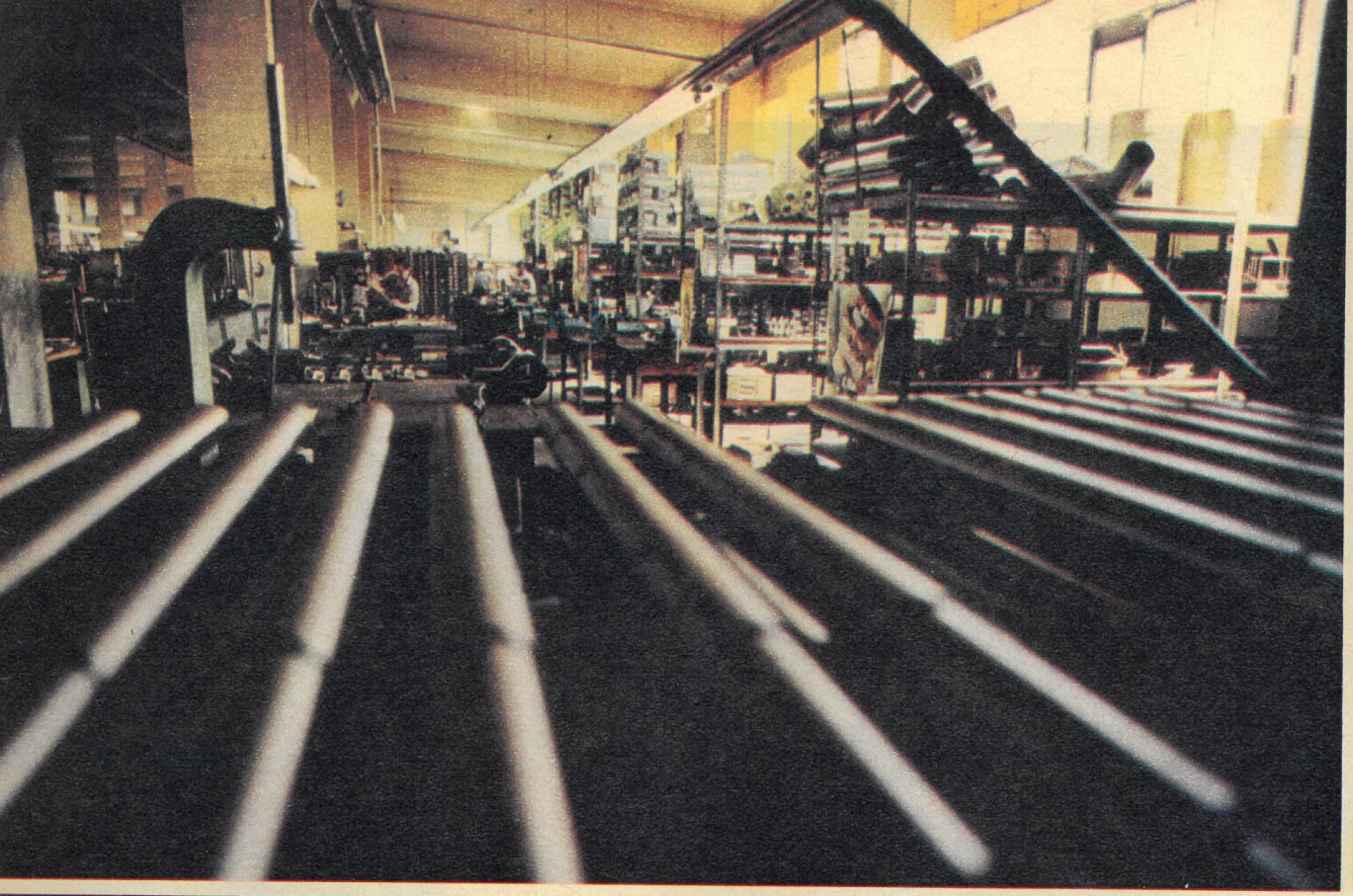
Und wer jetzt immer noch sagt, dies alles tangiere ihn nicht, den bringe ich mit einem Blick in seinen Schuhschrank ins Stolpern: Leisnig besitzt das DDR-Monopol für blechverformte Schuhverschlüsse, 23 Millionen machen sie im Jahr. Und Gürtelschnallen. Und Polsterstühle 45 000 Stück, und Spezialgewebe für Akkus, Staubsaugerbeutel, Textilfilter für die Industrie, Zigaretten mit und ohne Filter (Cabinet, F 6, Orient, Karo), Mustereinrichtungen für das Möbelkombinat Berlin und die Hochschule für Industrielle Formgestaltung Halle, Elastikmieder für die individuelle Formgestaltung und anderes mehr.

✶

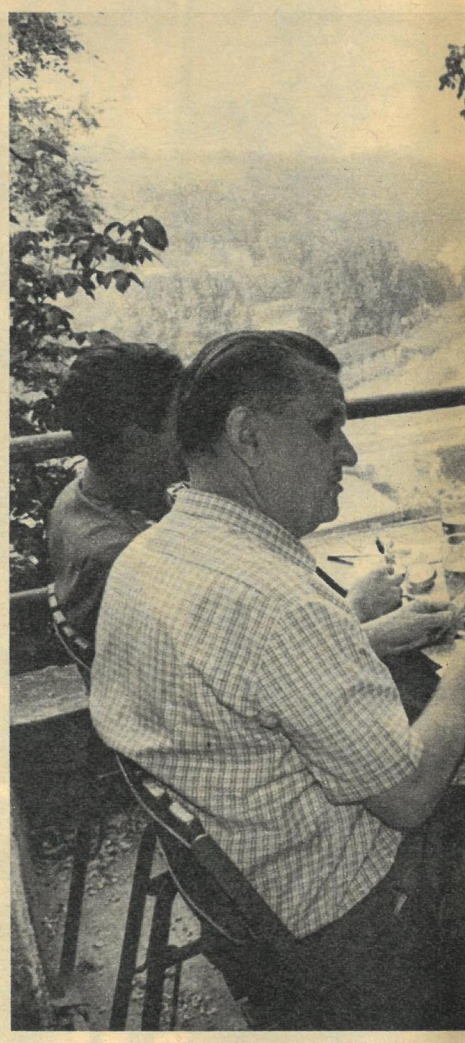
„Was nützen die beste Produktion und der beste Verdienst, wenn es mit dem sozialen Umfeld nicht hinhaut, die Leute wollen doch nicht nur Brot kaufen, Produktion und Leben gehören zusammen", sagt Horst Schmidt, Mitglied der SED, 45 Jahre alt, neun davon Bürgermeister in Leisnig. Auf dem Turm seines Rathauses prangt ein Füllhorn, schön mit Grünspan überzogen, Stadtväter hatten schon immer ihre Wunschträume.

Die Wirklichkeit: 55 Prozent der Häuser sind vor 1870 gebaut, die im Zentrum haben sogar im Durchschnitt zwischen 150 und 200 Jahre auf dem Buckel, Kohlen mangels Keller meist auf dem Boden, Aschekübel im Flur, kein Hof. Nach der Rekonstruktion, die planmäßig betrieben wird, wohnt in der Regel nur noch eine Mietpartei, wo früher zwei bis drei sich drängen mußten. Ein zweites Problem: Alle gewichtigen Leisniger Fabriken sind Zweigwerke, junge Facharbeiter werden in der Regel in den auswärtigen Stammbetrieben ausgebildet und sind leicht geneigt, in den größeren Städten mit ihren attraktiveren Angeboten zu bleiben.

Der Bürgermeister: „Es macht mir nichts aus, sagen wir nach Karl-Marx-Stadt zu einem Generaldirektor zu fahren, günstiger jedoch ist es, wenn ich ihn hierherkriege und seinen Blick an Ort und Stelle auf das Kommunale lenke. Ich behaupte, unsere Produktion ist so gut wie die Lebensbedingungen,



Gießerei und Fertigungshalle des VEB Textima (Foto links unten und links oben), Alleinhersteller von Wollkämmaschinen im RGW-Bereich. 45 000 Polsterstühle erster Qualität pro Jahr aus der Stuhlfabrik (rechts oben). LPG-Jugendbrigade (rechts unten), Genossenschaftsbauer ist ein beliebter Beruf für junge Leute geworden. Zu Ehren des Parteitages Großserie eines Kleinmotors mit elektronischem Schaltkreis (oben) und Einsatz eines Roboters zum Einwalzen von Rohren in Wärmetauscherböden (rechts).



Wer kennt denn schon Leisnig

die wir im Territorium anbieten. Mit Betriebsegoismus verträgt sich das natürlich nicht. ‚Ich muß meine Maschinen bringen, laß mich mit deinem Kindergarten in Ruhe', hat mir mal ein Werkleiter gesagt. Wenn's den jungen Vätern und Müttern bei uns nicht gefällt, verschwinden sie aus der Stadt, habe ich ihm geantwortet, und wer baut dir dann deine Maschinen?"

Inzwischen hat sich der Sinn fürs große Ganze in der kleinen Stadt entwickelt.

Da ein komplexer Wohnungsneubau für Leisnig vorerst nicht vorgesehen ist, gründeten neun Betriebe eine Interessengemeinschaft Wohnungsneubau. Ein Haus für 16 Familien haben die Betriebshandwerker bereits übergeben, ein zweites in gleicher Größe ist rohbaufertig. Ausschließlich durch werkseigene Kräfte verwandelte sich eine heruntergekommene Villa in die städtische Kinderkrippe „Sonnenschein", jüngstes Glanzstück Leisniger Gemeinschaftsarbeit. Der Rat der Stadt sorgt sich sehr darum, daß die Betriebe Vertreter in die 11 Wohngebietsausschüsse der Nationalen Front entsenden, nicht ir-

Der Riesenstiefel, liebevoll gepflegt von Schuhmachermeister Berthold (links). – Vielfach bewährtes Miteinander: Bürgermeister Horst Schmidt (rechts, sitzend), Alt-Parteisekretär Herbert Wolke, Vertreter der sowjetischen Garnison.

gendwelche, damit eine Pflichtübung abgehakt werden kann, sie müssen Rang, Autorität, Fachkenntnisse besitzen. Einer von vielen guten Gründen: Die Leisniger Bürger haben 1984 insgesamt 2 350 000 Mark an Eigenleistungen für die Werterhaltung ihrer Wohnsubstanz erbracht, in der Volksbewegung zur Vorbereitung des XI. Parteitages der SED soll es noch mehr werden, mindestens 300 Mark pro Einwohner.

Alle vier Wochen versammeln sich die Betriebsdirektoren beim Bürgermeister im Rathaus, gemeinsame Verantwortung für die Entwicklung des Territoriums steht auf der Tagesordnung. Kontaktberatungen nennt Horst Schmidt das.

„Früher hat einer den anderen kaum gekannt, jetzt sind sie so miteinander verzahnt, daß einer ohne den anderen gar nicht mehr kann. Hör mal, mir ist da ein Aggregat ausgefallen, kannst du nicht… Es ist ein Geben und Nehmen, und wir vom Rat helfen ja auch mit unseren Mitteln. Wer ausschert, wird in die Mangel genommen, früher von mir allein, jetzt von allen."

Direktor Erhard Münch vom Apparatebau verweist auf den Nutzen der Leisniger Werkfahrgemeinschaft, für die sein Betrieb federführend ist. Er ist stolz auf seine Betriebsgaststätte, einstmals eine triste dörfliche Bierschwemme. „Jetzt können die Arbeiter in angenehmer Umgebung zu Mittag essen, wir sind in der Lage, im Saal gleichzeitig sechs Jugendweihefeiern auszurichten, wir haben eine Kegelbahn." Vier solcher Betriebsgaststätten gibt es mittlerweile in Leisnig, in der „Bastei", der am schönsten gelegenen, entsteht sogar ein kleiner Hotelteil. Horst Schmidt legt Wert auf die Feststellung, daß sie für die gesamte Bevölkerung offenstehen.

Als wir nach Berlin zurückkamen, hatte die Volkskammer gerade das neue Gesetz über die örtlichen Volksvertretungen verabschiedet. Es hebt unter anderem die Rolle des Bürgermeisters als Politiker, Ökonom und Organisator sozialistischer Gemeinschaftsarbeit in seinem Territorium hervor. Leisnig gab uns dazu besten Anschauungsunterricht.

✱

Einst sandte Leisnig (Obstanbau seit Melanchthons Zeiten) Backobst an den Zarenhof. 1812, so berichtet ein Chronist, erwarben russische Händler auf der Leipziger Messe größere Posten hiesiger Äpfel, wickelten sie Stück für Stück sorgfältig ein und verkauften sie als „Sächsische Apfelsinchen" auf den Neujahrsmärkten von Moskau und Sankt Petersburg. Heute passiert bei Textima-Betriebsbesichtigungen folgendes: Ein sowjetischer Tourist feiert laut und fröhlich Wiedersehen. „Da steht ja meine Maschine!" Kunststück, es handelt sich um die bereits erwähnte Wollkämmaschine, zwischen 200 und 300 Exemplare liefert das Werk Jahr für Jahr allein in die UdSSR. Es ist überhaupt erstaunlich, wie man die fortschreitende Verflechtung unserer beiden Wirtschaften selbst in einer so kleinen Stadt beobachten kann. Leisniger Wärmetauscher in all den vielen hochmodernen Fischereischiffen, die wir in die Sowjetunion exportieren. Möbel aus den Leisniger Werkstätten in so manchem erstklassigen sowjetischen Hotel. Und umgekehrt: Grundkenntnisse für den industriemäßig betriebenen Obstanbau dereinst aus Moldawien importiert; sowjetische Webautomaten im VEB Technische Textilien; gemeinschaftlich gefertigte Teigwarenlinie (sowjetische Pressen, ČSSR-Trocknungsvorrichtungen, DDR-Silo- und Verpackungsanlagen) künftig für die „Nudelbude" (in Kombinatsdeutsch: „VEB Anker Teigwarenfabrik Löbau, Betrieb des VEB Kombinat Nahrungsmittel und Kaffee Halle, Betriebsteil Leisnig").

Von besonders aktiven Freunden der Sowjetunion wäre zu berichten, etwa von Siegfried Warschko, Vorsitzender der rührigen DSF-Grundorganisation der Elektromotorenwerke, Betrieb Leisnig, von Curt Seidel, LPG-Gärtnermeister, Kenner aller 15 Unionsrepubliken, Eigner von 3000 Farbdias und neun abrufbaren Vorträgen, von Hildegard Kriede, Reinemachefrau im Rathaus und ehrenamtliche Russisch-Dolmetscherin in Behörden- und persönlichen Angelegenheiten, von Heinz Engelmann, gerade pensionierter Obermeister, 20 000 Kundendienstkilometer in der Sowjetunion allein bei einer Reise… Wo anfangen, wo aufhören? Einen dürfen wir auf keinen Fall vergessen, den 65jährigen Herbert Wolke, gelernter Sattler und Tapezierer, 18 Jahre lang, bis vor kurzem, hauptamtlicher Sekretär der Ortsparteileitung der SED. Seine besondere Fürsorge galt und gilt Leisnig-Bewohnern auf Zeit: den hier stationierten sowjetischen Soldaten und Offizieren mit ihren Familienangehörigen.

Sie haben Herbert Wolke ein Paar Schulterstücke verliehen und ihn liebevoll zum „Starschina der Garnison" ernannt. „Als ich anfing", so der „Hauptfeldwebel ehrenhalber", „waren die Kommandeure noch Kriegsteilnehmer, die heutigen könnten vom Alter her meine Söhne sein, und so etwas schwingt auch mit, du merkst doch, wie sie dich achten. Harter Dienst fern der Heimat, Dienst auch für uns, wir müssen ihnen den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen. Na, und die jungen Offiziersfrauen, rausgerissen aus ihrem Beruf und das erste Mal von zu Hause weg, sind auch dankbar, wenn ihnen unsere besseren Hälften mal einen mütterlichen Rat erteilen."

Mit den sowjetischen Frauen fährt Herbert Wolke ein- bis zweimal im Jahr nach Potsdam und Berlin. Bus und was sonst noch vonnöten ist, holt er sich in den Betrieben. „Die Freunde sind auch immer da, wenn wir sie brauchen. Im Alltag und erst recht, wenn's irgendwo brennt. Haben über Nacht die Kartoffelsortiermaschinen besetzt, als ein Witterungsumschwung drohte, oder ich denke an das schlimme Glatteis, als nur noch der ‚Ural' als Streufahrzeug funktionierte, ans Hochwasser…"

Die 500 Klappstühle, die der „Starschina" seinerzeit aus dem inzwischen abgerissenen Berliner Friedrichstadtpalast beschaffte, leisten heute noch gute Dienste im Kasernen-Kino. Manchmal klingelt bei ihm das Telefon. „Kind kommt früher, Tanja schafft nicht mehr bis Militärhospital Leipzig, Herbert, Starschina, hilf!" Minuten später weiß ein Parteileitungsmitglied aus dem Krankenhaus Bescheid und veranlaßt alles Nötige. Sogar darüber kann der Vielgefragte Auskunft geben, wie und wo man einen Zinksarg für eine Überführung nach Zentralrußland besorgt.

Mehr als 40 sowjetische Offiziere und Soldaten, ehemalige „Leisniger", halten heute noch briefliche Verbindung mit ihrem „Starschina". Wassili Iwanowitsch Sedin, 1943 Kriegswaise geworden, von einer Truppe als „Sohn des Regiments" aufgenommen, in den sechziger Jahren Offizier in Leisnig, kam zum Befreiungstag zu Besuch. Herbert Wolke musterte ihn unzufrieden.

„Du bist so bloß auf der Brust, Wassja."

„Nina hat gesagt, Orden brauchst du nicht und nicht eingepackt."

„Brauchst du nicht, Menschenskind, Festveranstaltung der Bezirksleitung, Ehrentribüne, da kannst du doch nicht nackt rumsitzen!"

Eine Stunde später stand der „Starschina" in der Kaserne vorm Kommandeur und bewunderte dessen Uniformbluse. „Viele Orden und Medaillen, Wassili, hast du, sag mal, trägst du die jeden Tag…?"

Muß man noch erwähnen, daß der Gast aus Ufa eine glänzende Figur machte bei der Festsitzung im Präsidium?

Demnächst, zum Revolutionstag, wird die DSF-Kreisorganisation den sowjetischen Einheiten je einen Farb-Dia-Ton-Vortrag in Russisch schenken, „Die Stadt, in der ich diene". ✱

Abschied von Leisnig. Noch einmal der Markt. Am unteren Ende, auf stabilem Fuß, eine Tafel, Losung zum XI. Parteitag der SED, allgemein, so wie man sie in diesen Tagen in jeder Stadt findet. Aber wir wissen ja nun, was sich die Betriebe im einzelnen vorgenommen haben, Neues, Zusätzliches, Besseres. Textima: 28 Wollkämmaschinen (Export in die UdSSR) über den ursprünglichen Plan durch klügere Ausnutzung hochproduktiver Fertigungseinrichtungen. Elektromotorenwerk: Beginn der Großserie eines elektronisch gesteuerten Motors für Kassettengeräte, kleiner, kostengünstiger, geräuscharmer als bisherige. Apparatebau: Lieferung eines Wärmetauschers mit höheren Leistungsparametern für den neuentwickelten LKW-Motor W 53. Möbelwerkstätten: handwerkliche Umsetzung einer Hochschuldiplomarbeit „Wohnen nach Maß", persönliche Wohnraumgestaltung unter Verwendung von Fertigteilen. VEB Spezialdraht: neuer Einschiebeboden für neue Küche. VEB Sonnenschutz: Rollo aus beschichteter Gardine, lichthindernd und lichtdurchlässig zugleich. Die betrieblichen Beispiele ließen sich fortsetzen und durch eine Liste kommunaler Vorhaben ergänzen. –

Es ist Freitag. Zwiebeln und Tomaten sind ein gutes Stück gewachsen inzwischen, und es ist nicht so still wie sonst an Werktagsabenden. Wochenendstimmung und Wochenendgerüche ziehen über die Kleinstadt. Dort, wo Herbert Wolke wohnt, haben die langen, schmalen Gärten hinter den Wohnblocks keine Zäune. Wer grillt, legt ganz selbstverständlich ein paar Würste mehr auf, als er braucht. Für die Nachbarn, die morgen ebenso verfahren. Hast du was, dann gibst du was, auch ein Stück Leisniger Lebensqualität.

Bilder und Standpunkte

Kannen, Tassen, ohne Ende...

Tassen am laufenden Band. Eine fotografische Arbeitsplatzstudie aus dem Ilmenauer VEB Henneberg-Porzellan. Nach der Rohfertigung und dem Glasieren bereiten hier geschickte Frauenhände Tassen für den Brennprozeß vor, prüfen dabei gleichzeitig deren Qualität. Unser Werk ist praktisch ein Kind des VIII. Parteitages der SED. Es wurde geschaffen, damit mehr gutes Haushaltsporzellan in unsere Geschäfte kommt und – was ebenso wichtig – unsere Exportkraft weiter gestärkt wird.

Diesem Auftrag hat sich unser Kollektiv bis heute verantwortungsbewußt gestellt. Neue Dekore zur Leipziger Herbstmesse werden das zeigen. Als unser Werk entstand, wurden die ehemaligen veralteten Betriebe des VEB „Graf von Henneberg“ stillgelegt oder rekonstruiert. Die 200jährigen Traditionen der Altthüringer Porzellanherstellung aber werden von den heutigen Hennebergern gepflegt und weiterentwickelt.

Im neuen Betrieb, der größten Porzellanfabrik Europas, bestimmt die moderne Technik den Arbeitsrhythmus. Rund 70 Tonnen Porzellanmasse, im wesentlichen aus den einheimischen Rohstoffen Feldspat, Quarzsand und Kaolin bestehend, werden täglich verarbeitet. Von der Masseaufbereitung bis zum Versand durchläuft jedes Erzeugnis etwa 1200 Meter Fließstraße. Und alles geschieht nach einem wohldurchdachten technologischen System unter einem Dach. Aus dem flüssigen oder knetbaren Ausgangsstoff gießen Automaten Kannen, Saucieren, Gießer..., formen Automaten Teller, Tassen, Schalen... Bei einer Temperatur von 800 Grad Celsius werden die gummiartigen Rohlinge getrocknet und anschließend glasiert. Ihren makellosen weißen Glanz erhalten die Produkte in einem zweiten Brennprozeß, bei 1400 Grad. Schließlich sorgen im Buntbetrieb mehr als 200 Frauen für das modische Dekor – sozusagen die Veredlungsstufe. Vier verschiedene Service-Formen mit rund 300 verschiedenen Dekoren sind stän-

dig im Produktionsprogramm des Betriebes. Handwerkliches Können gepaart mit maschineller Qualität sind die Grundlagen dafür, daß unser Markenzeichen seit 1973 zehnmal Leipziger Messegold errang. Service mit Namen „Flora", „Olymp" oder „Orion" haben einen guten Klang in unserem Land, denn über ein Drittel unserer Produktion ziert die Kaffeetafel oder den Mittagstisch der DDR-Bürger. In mehr als 30 Ländern schätzt man ebenfalls unsere Erzeugnisse. Die Sowjetunion ist unser Hauptkunde. Die Henneberger wissen: Wer niveauvolle Konsumgüter kaufen will, muß selbst Qualität garantieren. Nicht von ungefähr wetteifern unsere Porzelliner um ein begehrtes Stück aus eigener Produktion; die betriebliche Qualitätsmedaille. Täglich geht es um die Güte der Arbeit wie um die Senkung des Bruches in allen Verarbeitungsstufen. Scherben bringen Glück – diese Redewendung gilt bei uns nicht. Für uns zählen vielmehr die bewährten Methoden: „Jeder liefert jedem Qualität" und „Nullfehlerproduktion". Ordnung und Sauberkeit an jedem Arbeitsplatz, peinlichste Einhaltung der technologischen Disziplin – darin sehen wir weitere Leistungsreserven.

Unser Betrieb ist ein lebendiger Beweis sozialistischer ökonomischer Partnerschaft. Das polnische Unternehmen „Budimex" half das Werk mit aufzubauen. Und seit der Inbetriebnahme 1973 haben fast 1000 junge Menschen aus vier sozialistischen Staaten bei uns das Porzellanmachen erlernt. Gegenwärtig sind junge Vietnamesen und Kubaner unsere Gäste. Sie studieren die moderne Technologie der Porzellanherstellung, um sie später in ihrer Heimat zu nutzen; helfen jedoch ebenso fleißig mit, unsere anspruchsvollen Planziele zu erreichen.

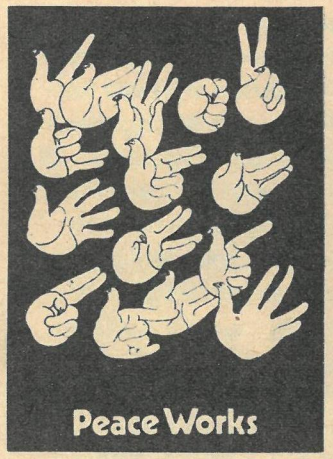
Oberingenieur Horst Eger,
Betriebsdirektor

Foto: Detlef Christel

● Wörtlich

Ich bin voller Sympathie für jene Amerikaner, denen es gelungen ist, in Opposition zur US-amerikanischen Hierarchie und Administration die größte Friedensbewegung ihrer bisherigen Geschichte zu etablieren.

Rolf Hochhuth, BRD, Dramatiker



Aus „The Democratic Journalist", Prag

● Kurz berichtet

In der Sowjetunion gibt es zwölf Nationalparks. Zu den bekanntesten gehören „Gauja" in Lettland und „Lossiny Ostrow" bei Moskau. Der größte wird im Gebiet des Sewansees in Armenien entstehen.

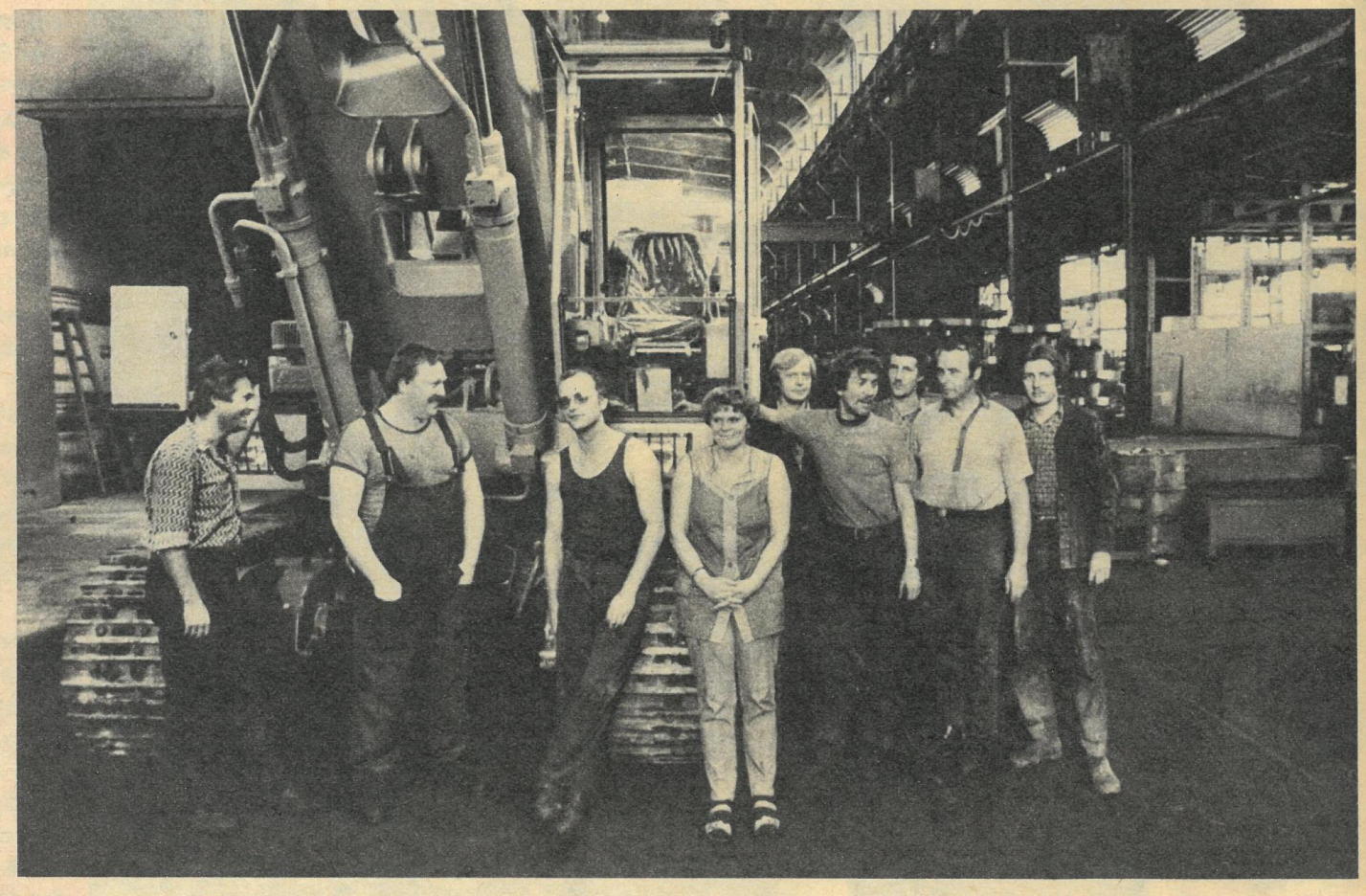
Mit 65 Kilogramm Plaste pro Einwohner gehört die ČSSR zu den führenden Weltproduzenten. Die Chemie ist der sich am schnellsten entwikkelnde Zweig der tschechoslowakischen Industrie. Seit 1948 stieg die Produktion auf das 35fache.

Sowjetische Biochemiker haben aus der Baumwolle eine physiologisch aktive Substanz – Gossipol – isoliert. Mit den auf ihrer Basis hergestellten Pharmaka lassen sich eine Reihe schwerer Infektionskrankheiten wirksam bekämpfen.

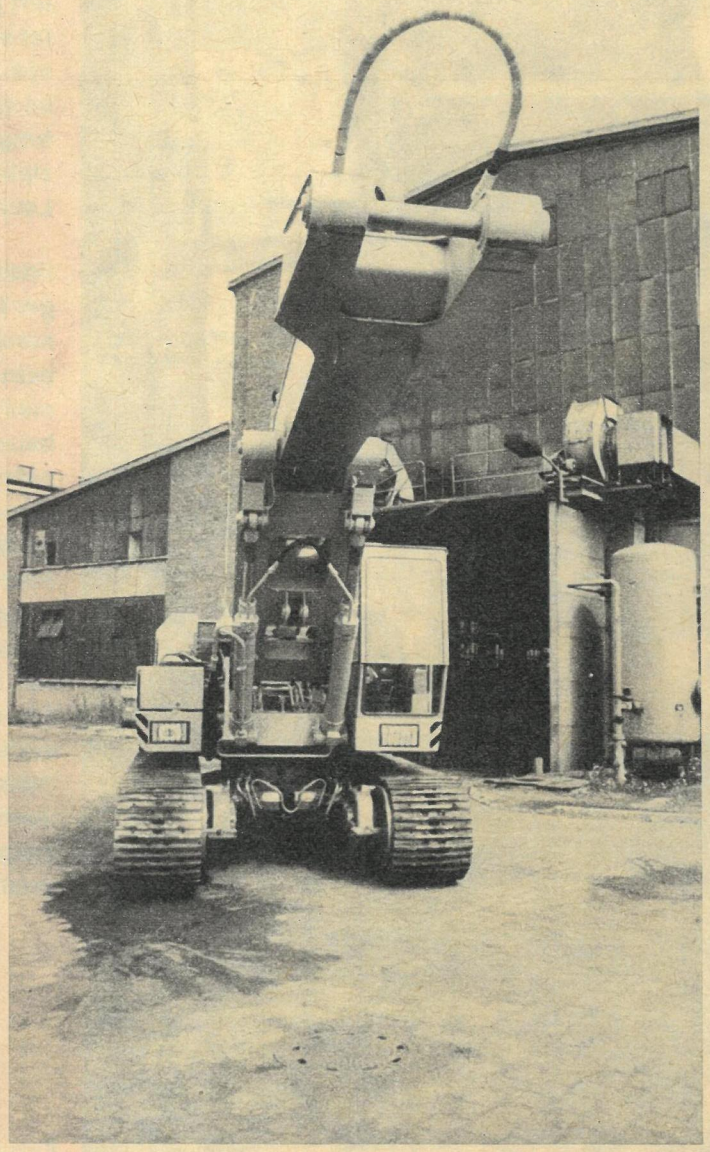
An der Attila-József-Universität im ungarischen Szeged stellten zwei laotische Gaststudenten als ihre Diplomarbeit das erste ungarisch-laotische Wörterbuch zusammen. Das zweibändige Lexikon enthält 7000 Stichwörter und fand große Anerkennung.

Der neue 14geschossige Leuchtturm im estnischen Meerbusen Irben, der mit hellem Licht, Laut- und Funksignalen Schiffen den Weg weist, ist der weltgrößte seiner Art, dessen Automatik durch Kernkraft betrieben wird.

Vor 800 Jahren entstand „Die Mär vom Heereszug Igors", ein Meisterwerk altrussischer Dichtung. Der Leningrader Verlag „Aurora" hat dieses Jubiläum zum Anlaß genommen, eine neue Ausgabe in russisch und englisch vorzubereiten.

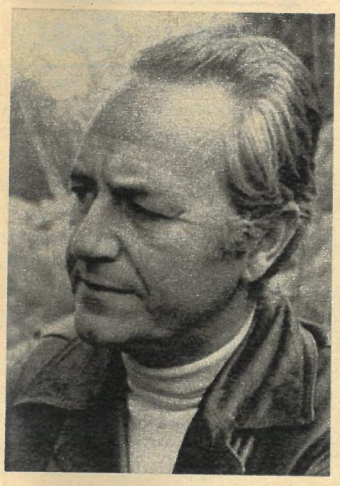


Die Gelben aus Nordhausen



Das erste Mal begegnete ich den Baggern aus der Stadt am Harz in den Karpaten. Doch sie seien nicht schlechthin ein Zuwachs für den Maschinenpark, erklärten mir die Trassenerbauer aus unserer Republik, die dort arbeiten. Regelmäßig schicken die Baggerbauer des VEB Schwermaschinenbau NOBAS ihre Neuentwicklungen an DDR-Abschnitte der Erdgasleitung zum Test unter extremen Bedingungen: Einstellung auf die Wünsche der Kunden von morgen. In 40 Länder, zu denen die sozialistischen ebenso gehören wie westeuropäische, afrikanische und arabische Staaten, wird exportiert. Die NOBAS-Hydraulik-Bagger, so sagen die Nordhausener mit Stolz, haben sich durchgesetzt, ja, sie bestimmen das Weltniveau mit. (Foto links: Nach der Montage: Der neueste Typ UB 1233 auf dem Weg zum 4-Stunden-Dauertest). Die großen Gelben sind zuverlässig und vielseitig. Sie werden im Straßen-, Kanal- und Wohnungsbau, in der Industrie, bei großen Meliorationsobjekten eingesetzt und bewähren sich bei ungewöhnlichen Witterungsbedingungen. In der Endmontage des Werkes arbeiten die Kollegen der Meisterbereiche Höfer und Banse. Unser Foto zeigt sie vor einem UB 1232–1. Die letzte Eins bedeutet, daß er bis 40 Grad Kälte gute Leistungen garantiert. Im letzten Winter bestand er in Irkutsk seine Bewährungsprobe. Verständlich, daß die Auftragsbücher für die nächsten Jahre voll sind. So mancher Käuferwunsch muß offenbleiben. „Sicher, das ist besser als umgekehrt", sagt Wolfgang Rübsam, Verkaufsdirektor bei NOBAS. Größter Importeur ist die Sowjetunion. Vor vier Jahren wurden die ersten 25 Bagger dorthin auf die Reise geschickt. In diesem Sommer nun hat man bereits den 750. geliefert. Wie der größte Teil seiner Vorgänger baggert er in der Kasachischen SSR. In Alma-Ata, der Hauptstadt dieser Sowjetrepublik, wurde übrigens auch der erste Kundendienststützpunkt in der Sowjetunion für NOBAS-Bagger und andere Maschinen des Kombinates „baukema" eingerichtet. Hier werden Baumaschinisten ausgebildet und Reparaturen durchgeführt. Solche Stützpunkte gibt es inzwischen in Moskau, Tallinn und Baku, weitere sind für Irkutsk und Kiew geplant. Deshalb ist es nicht außergewöhnlich, daß wir bei unserem Besuch in der Endmontage-Halle auch Valentina Mitjaschyna aus Moskau, Ülo Ambos aus Tallinn und Alexander Komarow aus Alma-Ata treffen.

Hajo Obuchoff (Text)
Ludwig Rauch (Fotos)



Zum Wohle von Bach und Forst

Auskünfte für FREIE WELT gab Dr. Stefan Michailow, Beauftragter für Ökologie und Toxikologie (Schadstoff-Forschung) beim Volksrat von Sofia.

Von wem wird die Bewegung für den Schutz der Umwelt in der Volksrepublik Bulgarien getragen?

Von der größten Massenorganisation unseres Landes, der Vaterländischen Front. Es sind etwa 300 000 Bürger, die ständig beim Schutz der Tier- und Pflanzenwelt, an der Erhaltung geologischer und historischer Denkmale mitarbeiten. Angeleitet wird diese Tätigkeit durch das Komitee für Umweltschutz, dem Gewerkschaften, Jugendorganisationen, Frauenbund, Rotes Kreuz, Sportvereinigungen, Künstlerverbände und Akademien sowie nicht zuletzt der Verband der Jäger und Angler als Kollektivmitglieder angehören. Eine der Hauptaufgaben des Komitees: ständig die Spitzenleistungen der Wissenschaft und der Industrie für Belange des Umweltschutzes zu nutzen.

Wie aber nimmt ein solcher Vorsatz Gestalt an?

Zum Beispiel mit dem automatischen Meß- und Kontrollsystem „Lokon". Die vom Forschungsinstitut für Automatisierung der Produktion entwickelte Apparatur überwacht die atmosphärischen Verhältnisse in einem bestimmten Umkreis. Ein Netz von Meßpunkten in verschiedenen Großstädten unseres Landes wurde damit ausgestattet.

Woher kommen die Gelder für den Umweltschutz?

Vorwiegend aus staatlichen Kassen. Und das mit Zuwachsraten, die sich sehen lassen können. Im Zeitraum des fünften Fünfjahrplanes (1966–1970) stellten 53 Millionen Lewa noch eine vergleichsweise bescheidene Ausgabe dar, doch schon in der siebenten Planperiode gab es eine Steigerung auf 840 Millionen! Gegenwärtig (1981–1985) sind 1,2 bis 1,4 Milliarden Lewa für Zwecke des Umweltschutzes veranschlagt. Etliche hundert Millionen Lewa werden von Betrieben und Organisationen zusätzlich erarbeitet.

Welche Höhepunkte bringt alljährlich der Kalender?

Die „Saison" beginnt im April mit einer Woche des Waldes. Dann kommt der Mai als Monat des allgemeinen Naturschutzes, wobei eine Dekade der Reinhaltung der Gewässer, eine andere dem Vogelschutz gewidmet ist. Im Juni/Juli befassen sich vor allem die Gemeinschaften der Touristen mit der Pflege von Wandergebieten; sie bauen Schutzhütten, erschließen Quellen und markieren Gebirgswege. Am Ende steht der November mit einer Dekade des Kampfes gegen Lärmbelästigung und schädliche Vibration.

Trifft es zu, daß die Bewohner Ihres Landes besonders eifrig in den Wäldern arbeiten?

Welcher Bulgare liebte nicht den Wald und die Berge? Nach einer Statistik der UNESCO steht Bulgarien – entsprechend der Bevölkerungszahl – bei der Kultivierung von Ödland in der Welt an erster Stelle. Rund 1 700 000 Hektar Wald wurden unter der Volksmacht aufgeforstet, ein Drittel davon als freiwillige Arbeitsleistung der Einwohner. Übrigens: Als ältester Baum unseres Landes wurde die „Granitene Eiche" im Bezirk Stara Sagora ermittelt. Ihr Alter konnte mit 1640 Jahren recht genau bestimmt werden. Jeweils im November findet unter der mächtigen Krone ein Volksfest statt.

Und wo gibt es noch Nachholebedarf?

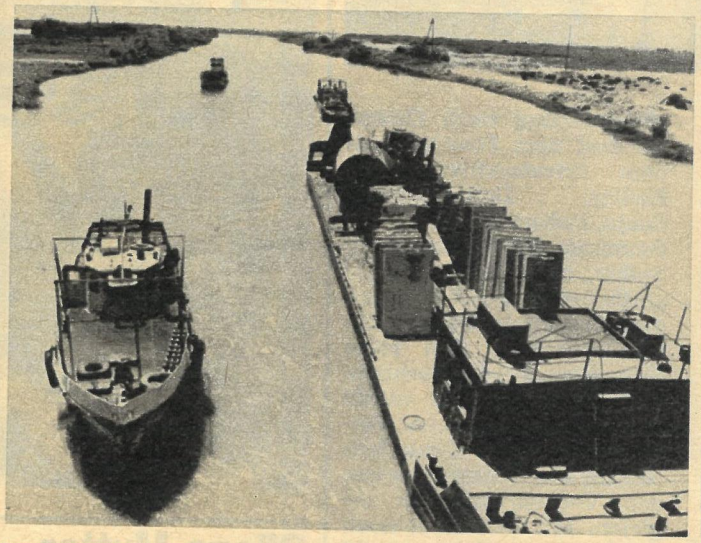
Mit dem Zustand mancher Gewässer. Deshalb ist die Aktion „Sauberer Fluß", die von den Bewohnern der Kleinstadt Samokow ausging, von so großem Wert. Gemeinsam mit Studenten, Mitgliedern einer Sportgemeinschaft für touristisches Wandern, haben sich die Leute an der Quelle der Iskar das Ziel gesetzt, diesen bisher stark durch Einleitungen belasteten Fluß auf seinem Wege vom Rila-Gebirge bis zur Donau zum saubersten Fließgewässer Bulgariens zu machen. Viele Gemeinden, auch an anderen Flüssen, schlossen sich an; alle wollen ihr Teilstück in einwandfreier Verfassung „weiterreichen".

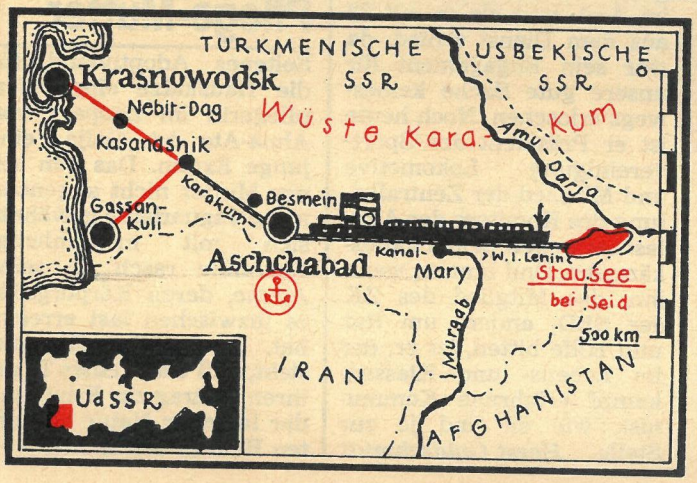
Interview: Hans Frosch

Der „Mündung" entgegen ...

Die Sonne feuert mit sengender Glut: 45, 50 Grad im Schatten. Doch Hunderte Kanalbauer samt ihrer kompakten Technik kämpfen sich, südwestlich von Kasandshik, durch die steinharten Sandschichten der Karakum. Entfernt im Südosten ist die Wüste längst in riesigen Gevierten zu Leben erblüht. Dort netzen der Kanal – die Wasser-Hauptschlagader Turkmeniens – und seine Arterien bereits den vierten Sommer neuangelegte Baumwollfelder, Gemüse-, Obstplantagen und Viehweiden – so, wie überall auf seinen bisherigen 1100 Kilometern. Mit dieser Länge (maximale Breite: bis 200 Meter; Tiefe: rund 6 Meter) übertrifft der Karakum-Kanal beispielsweise die Weichsel (1047 Kilometer) und wird sich darin letztlich mit dem Rhein (1360 Kilometer) messen können. In den drei Jahrzehnten des Vorandringens der Kanalbauer – gegenwärtig sind es 25 000 auf den verschiedenen Bauplätzen von „Glawkarakumstroj" – rangen sie der Wüste rund fünf Millionen Hektar Weide- und Ackerland ab. Ernteten die turkmenischen Bauern 1954, im Jahr des Kanalbau-Beginns, noch bescheidene 0,29 Millionen Tonnen Baumwolle, so überboten sie die ihnen vom XXVI. Parteitag der KPdSU gestellten Fünfjahrplan-Endziele von 1,21 bis 1,23 Millionen Tonnen schon vor zwei Sommern mit mehr als tausend Tonnen. Nahezu zwei Drittel von den gegenwärtig drei Millionen Einwohnern der Turkmenischen SSR leben im Einzugsgebiet des Kanals – und: von seinem Wasser. Überdies entstanden längs seiner Ufer über 170 Werke und Fabriken. Das Baugeschehen konzentriert sich derzeit hauptsächlich auf zwei Schwerpunkte: An seiner „Quelle", den Stichkanälen zum Amu-Darja, entsteht bei Seid ein neuer Stausee, der mit regelmäßigen Wasserschüben für eine verbesserte „Durchfrischung" des Kanals sorgen und gleichzeitig den Wasserstand ausgleichen wird. Am entgegengesetzten Ende, im Nordwesten der Karakum – bei Kasandshik –, treiben die Bauleute den zunächst etwa 15 Meter breiten, drei bis vier Meter tiefen Pioniergraben des Südwest-Kanalabzweigs in Richtung zur Kaspistadt Gassan-Kuli und zum Meer voran (ein west-nordwestlicher Abzweig wird später bei Krasnowodsk „münden"). Bereits in absehbarer Zukunft wird sich das Wasser des Karakum-Kanals, der schon auf mehr als 500 Kilometern für Lastschiffe befahrbar ist, mit den Fluten des Kaspischen Meeres vereinen.

Boris Pankow





Stachanow und die 102 Tonnen

Zweiundzwanzigjährig war er und arm wie Tausende Landarbeiter in Sowjetrußland. Man schrieb das Jahr 1927. Auch Alexej Grigorjewitsch Stachanow schnürte sein Bündel und zog in den Donbass, wo sich die Fördertürme der Kohlengruben in den Himmel reckten. Einen Sommer lang wollte er dort arbeiten, um sich Geld zu verdienen für ein Pferd und dazugehörendes Geschirr. Stachanow jedoch blieb in Kadijewskaja kleben und fuhr – wie gewohnt – auch am Abend des 30. August 1935 in die Grube „Zentralnaja Irmino" ein. Im Ohr hatte der Genosse Bergmann noch den Satz seines Parteisekretärs: „Was wir brauchen, ist ein Ruck – ähnlich dem, mit dem ein Flugzeug von der Erde abhebt", und damit meinte er die Arbeitsproduktivität, die in der Mitte des zweiten Planjahrfünfts beträchtlichen Aufschwung nehmen müßte. Daß eine solche Forderung – gleichfalls höheren Orts erhoben, wenngleich auch anders formuliert – durchaus legitim war, gründete sich auf den Umstand, daß die Sowjetunion in der Mitte der dreißiger Jahre über eine eigene Industrie und eigene Kader verfügte, die sozialistische Volkswirtschaft eine neue Qualität erreicht hatte. Nunmehr mußte auch der subjektive Faktor eine höhere Stufe anstreben; Stachanow hatte verstanden. Am 2. September 1935 meldete die Moskauer „Prawda": Der Hauer Stachanow stellte in seiner letzten August-Schicht einen unerhörten Unionsrekord auf. „Während einer Sechsstundenschicht förderte er 102 Tonnen Kohle, was zehn Prozent der Tagesförderung der Grube ausmacht, und verdiente 200 Rubel." Im Klartext hieß das: Stachanow war 78 Meter weit ins Kohlenflöz vorgedrungen, wofür – laut Norm – sonst vierzehn Bergarbeiter vonnöten waren. Dies war der Ruck, von dem der Parteisekretär der Grube gesprochen hatte. Stachanows vor 50 Jahren gegebenes Beispiel machte Schule und erfaßte als Bewegung, die seinen Namen erhielt, bald alle Zweige der Volkswirtschaft. Nur 13 Jahre später fand sie ihre Entsprechung bei uns. Der Initiator hieß Adolf Hennecke. Alexej Stachanow war Mitglied des Obersten Sowjets und viele Jahre in leitender Funktion im Ministerium für Kohle tätig.

Frank Schumann

Vom Sinn seines Lebens

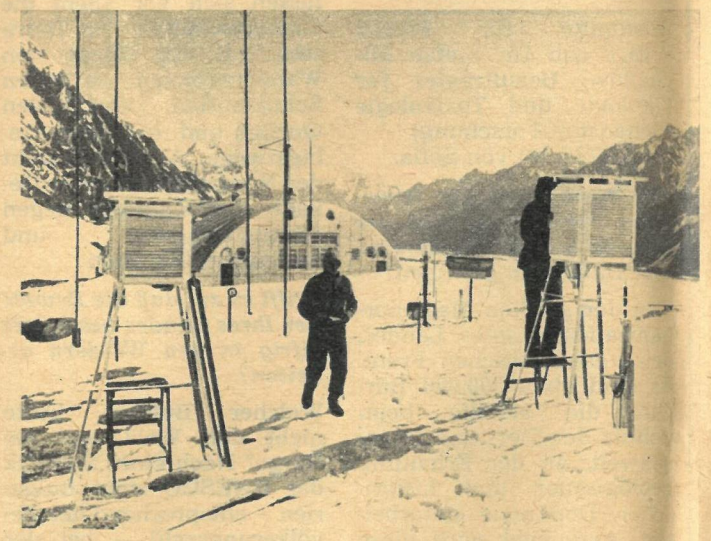
Wäre er an jenem 10. September vor 40 Jahren in Berlin gewesen, hätte er gewiß zu denen gehört, die in der zerstörten, befreiten Stadt den Zentralen Antifaschistischen Jugendausschuß gründeten, Voraussetzung für die Schaffung einer einheitlichen demokratischen Jugendorganisation. Robert Menzel aber war zu jener Zeit weit entfernt. Und das kam so: Als er 17 war, trat er in seiner Heimatstadt Oppeln in den Kommunistischen Jugendverband ein, mit 21 wurde er Mitglied der KPD, hatte eine leitende Funktion im Roten Frontkämpferbund. Grund genug für die Faschisten, ihn 1933 einzusperren und ihn 1934 in einem Prozeß mit 110 Angeklagten vom Oberlandesgericht Breslau zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilen zu lassen. Nach mehr als drei Jahren Einzelhaft in Groß-Strelitz wurde er 1937 ins Zuchthaus Brandenburg-Görden verlegt. Und dort geschah, was er am besten selbst beschreibt: „Eines Tages fiel mir im Treppenflur ein junger Mitgefangener auf, der gerade von der Freistunde kam. Er lächelte mir zu. Ich dachte: Vielleicht ist das einer wie du – ein junger Kommunist. Ich merkte mir seine Zelle. Als Kalfaktoren bekamen wir manchmal einen Beutel Pellkartoffeln zusätzlich. Mit einem solchen Säckchen ging ich zusammen mit dem Hilfswachtmeister Lindner, der kein Nazi war, zu jener Zelle. Ich rief: ‚Ich habe Kartoffeln für Dich!' Der Wachtmeister schloß auf. Ich reichte dem mir noch unbekannten Genossen den Beutel. Wir sahen uns an. Er fragte: ‚Wer bist'n Du?' Ich antwortete: ‚Einer wie Du.' So wurden wir miteinander bekannt. Später erfuhr ich, daß jener Genosse Erich Honecker hieß." Noch bevor er und die anderen politischen Häftlinge durch die Rote Armee befreit wurden, war Robert Menzel mit 83 anderen Gefangenen zur militärischen Ausbildung ins Strafbataillon transportiert worden. Acht Wochen Drill, dann an die Front. Nach sechs Stunden lief er bei Forst in der Lausitz zur Roten Armee über, leitete im Kriegsgefangenenlager Sagan politische Aufklärungsarbeit, war später Hilfslehrer an der Antifaschule der 2. Belorussischen Front, meldete sich nach seiner Entlassung Anfang August '46 in Berlin bei Erich Honecker und wurde Mitarbeiter im Zentralrat der FDJ. Noch im gleichen Monat wurde er nach Halle entsandt, dort am 16. September zum Landesvorsitzenden der FDJ für Sachsen-Anhalt gewählt, nahm 1947 als Mitglied der ersten FDJ-Delegation, die das Sowjetland besuchte, am heute schon historischen „Friedensflug nach Osten" teil (auf dem Foto aus seinem Privatarchiv: Heinz Keßler, Dolmetscherin Sonja, Robert Menzel, Edith Baumann, Erich Honecker). Später, nach Jahren hauptamtlicher FDJ-Arbeit, nach dem Besuch der Parteihochschule, sagten ihm seine Genossen: Werde Eisenbahner! Robert Menzel wurde Chef der Politischen Verwaltung der Deutschen Reichsbahn, Stellvertretender Verkehrsminister zugleich. Mit 70 war er noch im Amt, und als er mit 72 aus dem Dienst schied, da war sein Engagement für unsere gute Sache keineswegs erloschen. Noch heute ist er Präsident der Sportvereinigung Lokomotive und Mitglied der Zentralleitung des Komitees der Antifaschistischen Widerstandskämpfer. Und immer, wenn ihn, das Mitglied des ZK der SED, andere um Rat und Hilfe bitten, ist er, der im Lebens- und Klassenkampf erfahrene Kommunist, wie eh und je zur Stelle. *Horst Goldschmidt*

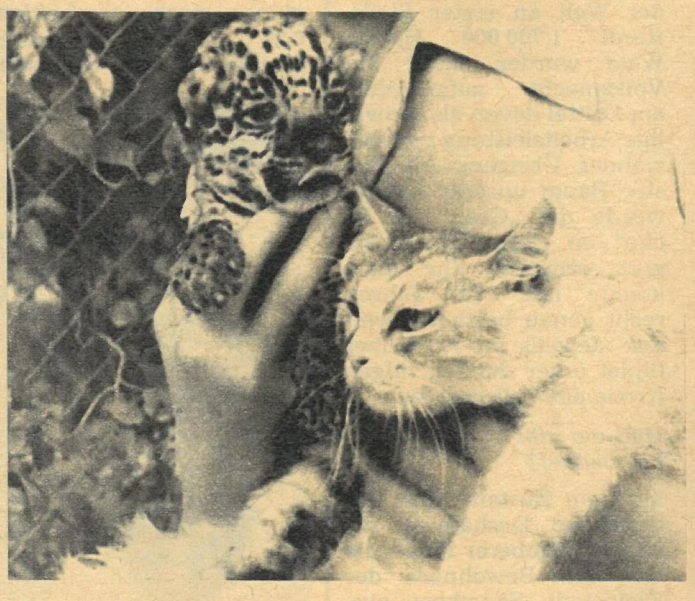
Sommer-Gäste

Galina Korkina, die hier von ihren Freunden in den Scharmützelsee geworfen wird, gehörte zu jenen 34 Komsomolzen aus dem Gebiet Murmansk, die kürzlich das Jugenderholungszentrum in Wendisch Rietz besuchten. Es wurde 1977 gegründet und beherbergte seither Gäste aus über 50 Ländern. Aus der UdSSR kamen allein im vergangenen Jahr über 60 Gruppen. Täglich können 1200 Gäste in Bungalows oder in Massivbauten untergebracht werden, ausgestattet mit Fernsehgeräten, Dusche, Miniküche und Zentralheizung.

Wetter-Frösche

Seit über einem halben Jahrhundert arbeitet im Pamir – auf dem Riesengletscher Fedtschenko – eine Hydrometeorologische Station. Ihren Mitarbeitern, die täglich achtmal Wetterinformationen per Funk nach Duschanbe, in die tadshikische Hauptstadt, übermitteln, wird in 4000 Meter Höhe einiges abverlangt: Um ihr Wirkungsfeld in unbewohnter Region toben an mindestens 240 Tagen im Jahr orkanartige Stürme, und die Temperaturen sinken oft auf Werte um 40 Grad unter Null.



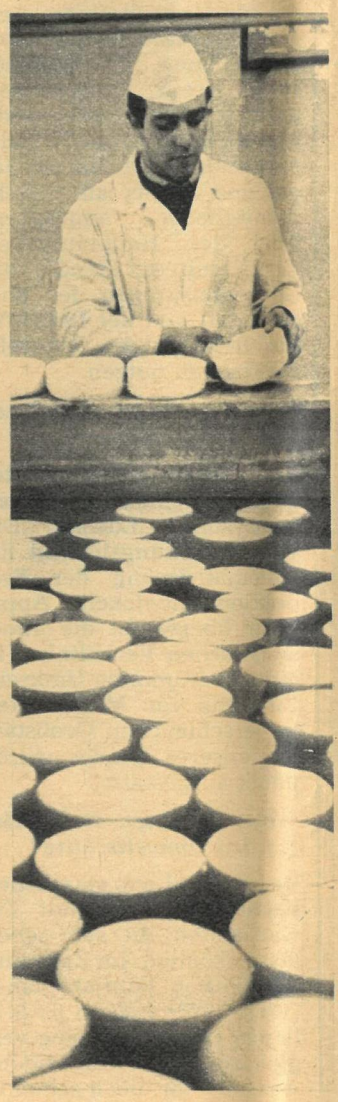


Pflege-Mutter

Seltenes Adoptivkind für die Hauskatze einer Tierpflegerin im Zoopark von Alma-Ata ist Galja, eine junge Exotin. Das von seiner Mutter nicht angenommene Jaguarbaby gewöhnte sich mit menschlicher Nachhilfe rasch an seine Amme, deren Körpergröße es inzwischen fast erreicht hat. Es besteht alle Aussicht, daß Galja eines Tages ihren Beitrag zur Erhaltung der in freier Natur bedrohten Raubkatzen leistet.

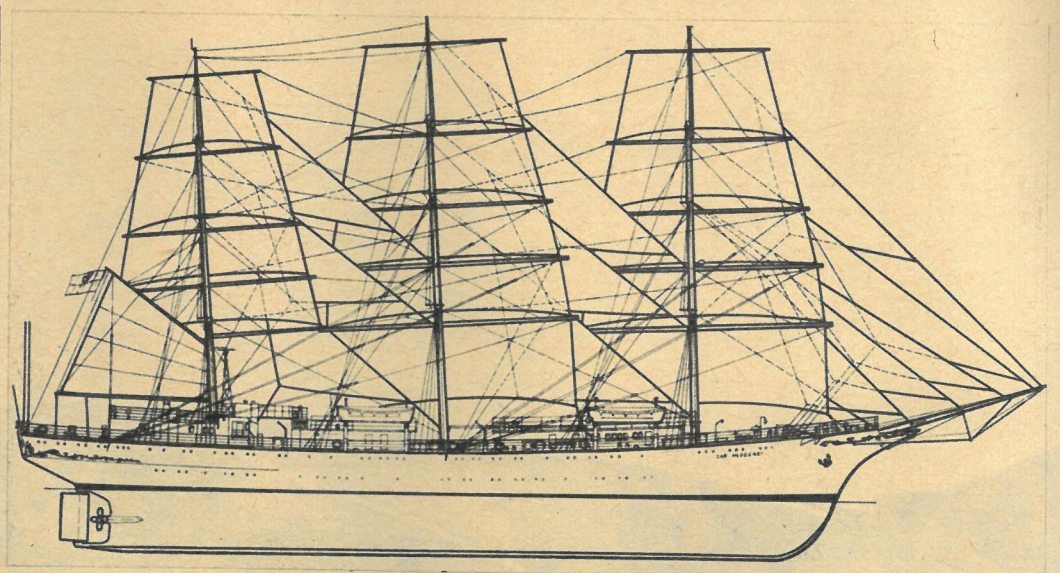
Gaumen-Freude

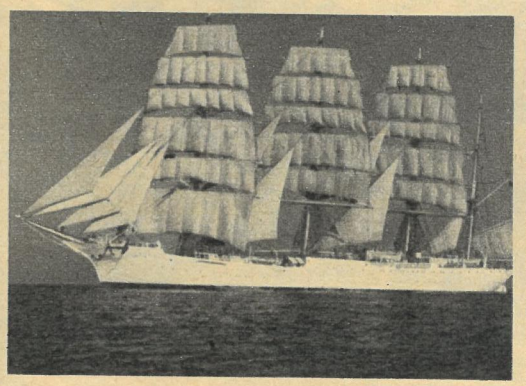
Todor Assenow kontrolliert Reife und Qualität der Käsespezialität „Sadowo", die überall in Bulgarien bekannt ist. Die Stadt gleichen Namens im Bezirk Plowdiw wird jedoch von dem Nahrungsmittelbetrieb nicht nur mit Molkereiprodukten, sondern auch mit Fleisch- und Backwaren versorgt. Mehrere kleine Unternehmen haben sich zu diesem Zweck zusammengeschlossen und sich modern ausgerüstet.



Die Paten von Prohlis

In wenigen Tagen – am 14. September – beginnen in der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft die 257 Kreisdelegiertenkonferenzen. In den rund 50 000 Grundeinheiten und Abteilungsgruppen wurden die Delegierten gewählt: Mehr als 62 000. Einer von ihnen ist Emil Schuffenhauer, DSF-Vorsitzender im VEB Mikromat Dresden. Er und weitere fünf Freunde aus dem Betrieb werden die 1869 Mitglieder der Grundeinheit vertreten. Mit welchem „Gepäck" geht er zur Konferenz? „Vor allem mit dem stolzen Gefühl, daß die DSF-Mitglieder in unserem Betrieb – das sind 91 Prozent der Belegschaft – mit ihren zuverlässig guten Leistungen am Arbeitsplatz die DDR und damit den Sozialismus stärken und den Frieden sichern helfen. Wir entwickeln und produzieren Hochpräzisions-Koordinatenbohr- und -schleif- sowie Gewindeschleifmaschinen, die – mit leistungsfähiger Mikroelektronik ausgestattet – Bearbeitungsgenauigkeiten im Bereich von tausendstel Millimeter gewährleisten und sehr gefragt sind. Ebenfalls präzise und zuverlässig beliefern wir unsere Kunden, zu denen das Traktorenwerk in Tscheboksary, das Autowerk KamAS, die Moskwitsch-Werke und das Fahrzeugwerk Minsk gehören." Von der bevorstehenden Delegiertenkonferenz im Stadtbezirk Dresden-Süd erwartet er einen regen Erfahrungsaustausch zum Thema Freundschaftsarbeit in der weiteren Vorbereitung auf den XI. Parteitag der SED. Bei Mikromat gibt es 58 Kollektive mit dem Ehrennamen „Deutsch-Sowjetische Freundschaft", die insgesamt eine gute Arbeit leisten. Zu ihnen gehört auch das Kollektiv „August Bebel". Die 34 Maschinenschlosser haben siebenmal den Ehrennamen „DSF" verteidigt und einen guten Ruf durch ihre Leistungsvergleiche. Ihr Brigadier, der Meister Wolfgang Schmidt, ist übrigens wie Emil Schuffenhauer einer der Delegierten. Gute Erfahrungen wurden bei Mikromat auch bei der Patenschaft über die DSF-Wohngebietsgrundeinheit 618 im Neubaugebiet Prohlis gesammelt. Die Freunde werden u. a. zu allen DSF-Veranstaltungen in den Betrieb eingeladen. Schließlich ist die gute Zusammenarbeit mit der Betriebszeitung „Präzision" hervorzuheben.

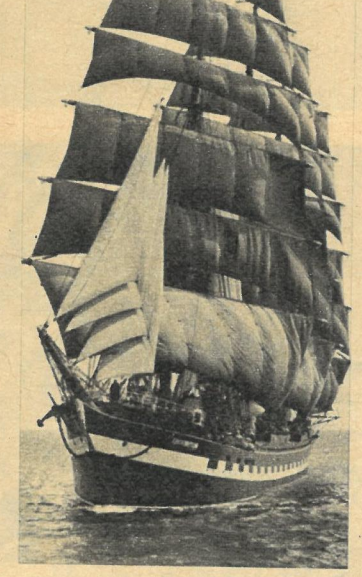




Windjammer für die UdSSR

Die Frage, ob auch das 21. Jahrhundert noch die schwankenden Segelberge stolzer Windjammer sehen wird, beantwortete Alexej Perewotschikow, Kapitän des weltgrößten Segelschulschiffs „Sedow", kategorisch: „Ich bin überzeugt, daß die Segel, die sich Jahrhunderte, ja eigentlich Jahrtausende hindurch auf dem Meer bewährten, ihr ‚letztes Wort' noch lange nicht gesprochen haben." Als er uns dies seinerzeit sagte – beim gemeinsamen Seetörn im Schwarzen Meer –, dachte er sowohl an die verschiedenen spektakulären Nowo-Segel-Projekte als auch an eine Flotte neuer Segelschulschiffe. Nicht unbegründet, denn kurze Zeit vorher, im Sommer '82, war der erste Großsegler-Neubau nach zweieinhalb Dezennien, die „Dar Mlodziezy", auf See gekommen. Was seit längerem als Überlegung im Gespräch gewesen war, wurde nunmehr, Ende Juli, durch Order vertraglich fixiert: Die Schiffbauer der Gdańsker „Lenin"-Werft – die ihrem Hauptkunden UdSSR mittlerweile schon mehr als 550 Schiffe übergaben – werden mit vier neuen Windjammern, allesamt vom „Dar-Mlodziezy"-Typ, für kräftigen Zuwachs in der sowjetischen Segelschulschiff-Familie sorgen. Auf der Werft steht die Konstruktionsphase vor ihrem Abschluß, beginnen die Vorbereitungen zum ersten Brennschnitt. Das Entwicklungskollektiv, geleitet von Chefkonstrukteur Zygmunt Choreń, hielt sich beim Entwurf der fast 109 Meter langen, 14 Meter breiten Dreimaster (siehe Zeichnung oben) an besonders bewährte Vorbilder einstigen Sailship-Baus. Überdies hatte den Konstrukteuren der jahrzehntelang auf weltweiten Segelreisen erfahrene Ex-Kapitän der „Dar Pomorza", Jurkiewicz, als Chefberater zur Seite gestanden. Wohl auch deshalb zeigen die Neuen gewisse Ähnlichkeiten zur „Dar Pomorza", dem heutigen Traditionsschiff am Kai von Gdynia. Allerdings tragen sie noch um rund acht Meter höhere Masten (Fock- und Großmast: 49,5 m), und sie spannen mit 3000 Quadratmeter Segelzeug fast ein Drittel mehr Segelfläche in den Wind. Der Entschluß, die vier Schulsegler – jeweils zwei für die Seefischerei der UdSSR – in Auftrag zu geben, hat wohlbedachte Gründe: Selbst die drei Großsegler „Towarischtsch" (oben links), „Sedow" (oben rechts) und „Krusenstern" (unten), auf deren Decks alljährlich rund 2500 Nautiker-Eleven während ozeanweiter Reisen ein dreimonatiges Seepraktikum erhalten, reichen bei weitem nicht aus, den Zehntausenden, an UdSSR-Seefahrtsschulen studierenden künftigen Steuerleuten und Kapitänen das unverzichtbare Training-unter-Segeln zu ermöglichen. „Natürlich kann man auch auf anderen Schiffen Seemann werden", hat uns der langjährige „Krusenstern"-Kapitän Schnejder dazu einmal gesagt, „aber auf einem Windjammer stehen die Jungen viel schneller auf den ‚Seebeinen'. Hier verzehnfachen sich die Schwierigkeiten". Zwischen Frühjahr '87 und Herbst '88 werden die neuen „Wiegen der Nautiker", die rund 45 Mann als Stamm-Crew sowie etwa 150 Kursanten an Bord nehmen, erstmals Segel heißen und auf Jungfernreise gehen.

Helmut Pelzer



● Erfahrenes

Die Mode ist eigentlich ein Widerspruch in sich: Sie kommt wie ein Engel daher, der individuelles Aufsehen verspricht, entpuppt sich aber sogleich als Beelzebub der Gleichförmigkeit.

Harald Wessel, Publizist

● Am Rande

Aus gewöhnlichen Holzscheiten fertigt der kirgisische Kolchosgärtner Tair Rysmatow in seiner Freizeit kunstvolle Volksmusikinstrumente, die in Ausstellungen und Museen zu bewundern sind, sowie in zahlreichen Volksmusikgruppen erklingen. Tair brauchte weniger als ein Jahr, um sein musikalisches Können zu entwikkeln und selbst Instrumente zu bauen. Sein Name hat jedenfalls Klang!

● Persönliches

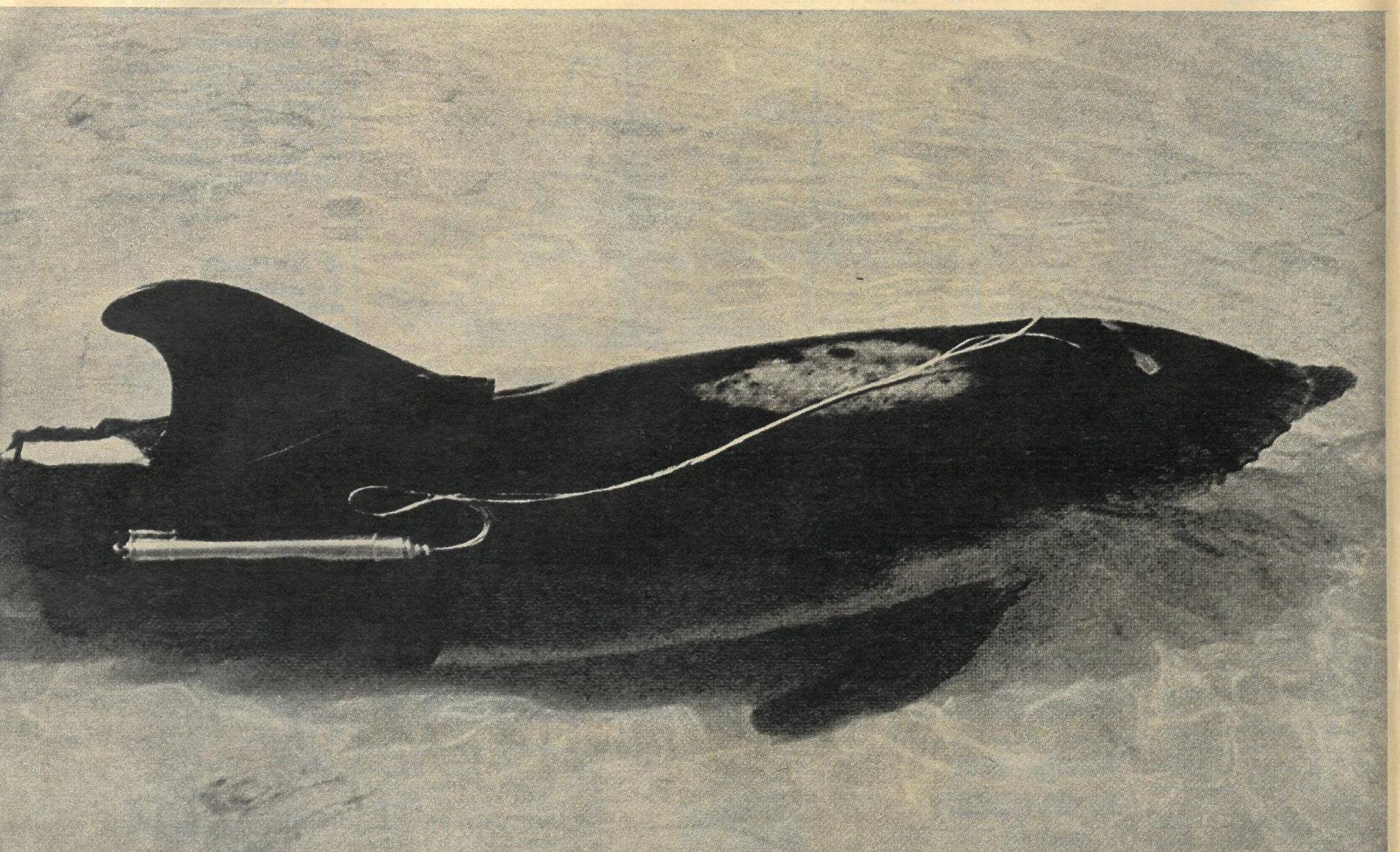
Der rumänische Mathematik-Professor Petru Dobrotă aus Brăila besitzt eine Kakteen-Sammlung, die im In- und Ausland bekannt geworden ist. Sie umfaßt 13 000 Pflanzen von über 4000 Arten.

Bei der traditionellen Umfrage der Zeitung „Československy sport" unter den Oberligaspielern des Landes nach den besten Akteuren der Frühjahrs-Saison wurde Jan Berger eindeutiger Sieger. Er ist Mittelfeldspieler bei Meister Sparta Prag.

Stanislaw Martynka, Imker aus Rudka bei Kraków, baute seinen Bienenvölkern ein schmuckes Miniatur-Dorf, weil er der Meinung ist, daß ihnen solch eine Unterkunft besser gefällt.

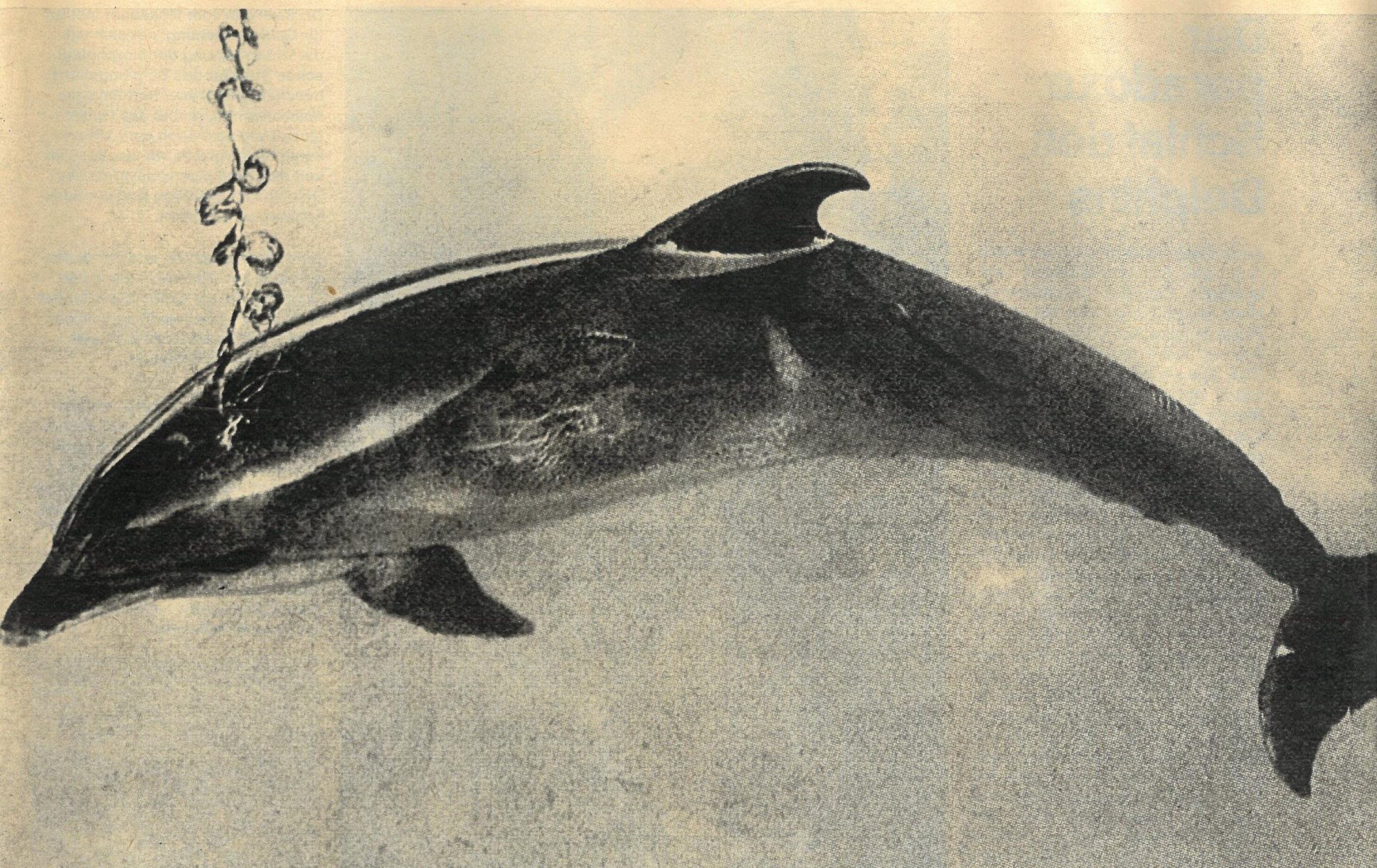
Im Schachpalast von Tbilissi wurde die erste Schachschule der Welt eröffnet, die von einer Frau geleitet wird: der dreifachen Weltmeisterin Maja Tschiburdanidse.

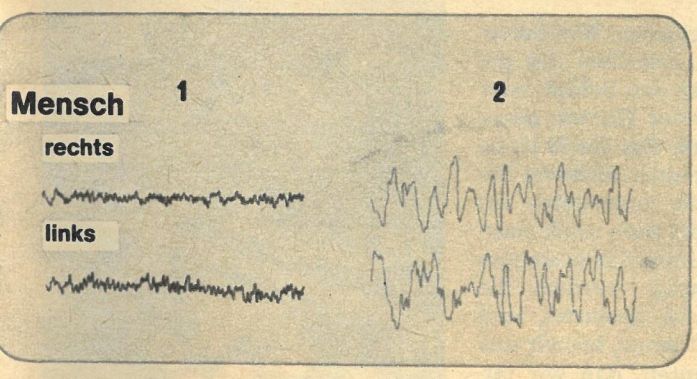
Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: V. Hohlfeld, D. Christel, L. Wilimann (3), Menzel privat, ZB/TASS, TASS/W. Iwaschtschenko, BTA/V. Todorow, Zeichnung: H. J. Kuhlmann, Karte: H. Larisch, Vignette: D. Schüler

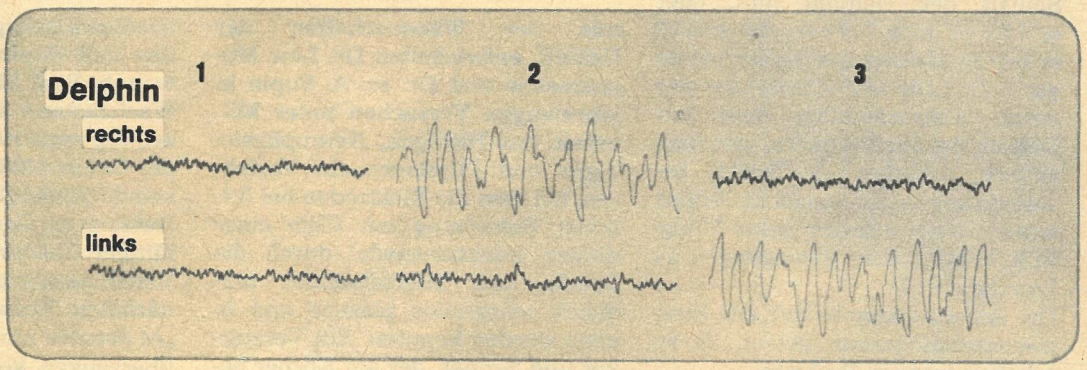


Der paradoxe Schlaf des Delphins

Es gibt kaum ein Lebewesen, das sich in den letzten Jahrzehnten so schnell allgemeine Popularität erobert und die Phantasie beflügelt hat, wie den Delphin. Seit alters ranken sich Geschichten und Legenden um dieses im Wasser lebende Säugetier. Seine hohe Intelligenz hat ihn zu einem der interessantesten Forschungsobjekte werden lassen. Die beiden Delphine mit eingeführten Gehirnelektroden verhalfen den sowjetischen Wissenschaftlern Dr. L. Muchametow und Dr. sc. A. Supin zu einer unerwarteten Entdeckung über den Schlaf der Delphine, wie die nebenstehenden Gehirnstromkurven (linker Kasten beim Menschen, rechter Kasten beim Delphin) beweisen, die in unserem Beitrag erklärt werden.







Wer hat nicht im Film oder im Fernsehen die akrobatischen Sprünge von Delphinen bewundert, ihre eleganten Schwimmbewegungen, mit denen sie scheinbar mühelos durchs Wasser schießen, ihre Zutraulichkeit, ihre intellektuellen Fähigkeiten, die sie, angeleitet von ihren Betreuern, in den Aquarien und Ozeanarien vor Zuschauern demonstrieren?

Was macht den Delphin so interessant für die Wissenschaft? Es ist sein hochentwickeltes Zentralnervensystem, das ihn weit über die anderen Säugetiere heraushebt. Ein Geschöpf voller Rätsel, von deren Lösung sich die Wissenschaftler Antwort auf Fragen erhoffen, die auch den Menschen betreffen. Biologen und Bioniker, Physiker und Neurophysiologen, Akustiker und Strömungstechniker betrachten ihn als Forschungsobjekt. Seine Orientierungsfähigkeit ist phantastisch. Er findet auch im trüben Wasser oder in völliger Dunkelheit mit Hilfe seines Sonars (beim Delphin – Organ zur Schallortung) zielsicher kleine Objekte, er kann fehlerfrei aus 11 bis 15 Meter Entfernung zwei Schallquellen, die nur 25 Zentimeter auseinanderliegen, getrennt wahrnehmen und Zeitintervalle bei Schallsignalen bis zu zwei Millionstel Sekunden unterscheiden.

Ein anderes Phänomen ist die Schwimmleistung des Delphins. 1936 berechnete der englische Forscher J. Gray an einem starren Delphinmodell des Verhältnis zwischen Kraftaufwand und Geschwindigkeit. Seinen Berechnungen nach müßte ein Delphin über eine siebenfach höhere Muskelkapazität verfügen, um diese Geschwindigkeit zu erreichen. Das erwies sich zwar als Irrtum, denn genauere Untersuchungen ergaben einen wesentlich geringeren Wert. Dennoch blieb diese Diskrepanz ein Rätsel.

Der deutsche Ingenieur Otto Kramer entwickelte Mitte der fünfziger Jahre eine künstliche elastische Delphinhaut, die sich an Punkten eines Überdrucks zusammenpreßte und an Stellen niederen Drucks ausdehnte. Es gelang tatsächlich bei starren Körpern mit diesem Überzug, der aus zwei Schichten, gefüllt mit einer zähflüssigen Masse, bestand, den hydrodynamischen Widerstand herabzusetzen. Wie der Delphin dies bewirkt, fanden sowjetische Forscher heraus. Nach langjährigen Untersuchungen wiesen sie nach, daß die Haut des Delphins an jedem Punkt auf Strömungsänderungen reagiert. Sie ist mit Myriaden kleinster Hautpapillen ausgestattet, die ihrerseits auf winzigen Hauptzäpfchen sitzen, die sich dem Körper anschmiegen. Jede dieser Papillen registriert die Strömungsverhältnisse an jedem Punkt und löst durch das Gefäß- und Nervensystem der Haut reflektorisch die Regulation der Hautbewegungen aus, die die hemmenden Wirbelströmungen eliminieren.

Der Schlaf – ein magisches Rätsel?

Noch vor dreißig Jahren war man der Ansicht, daß der Schlaf zur Erholung der Nervenzellen des Ge-

Der paradoxe Schlaf des Delphins

hirns dient. Im Ruhezustand würde sich die im Wachzustand verbrachte Energie regenerieren. Doch je mehr man sich mit dieser Frage befaßte, um so weniger klar war es, wozu der Schlaf gut ist. Und deshalb suchen die Schlafforscher Antwort nicht allein beim Menschen, sondern auch bei Tieren. Sie erwählten sich die Delphine, denn wie gelingt es den Delphinen zu schlafen und dabei nicht zu ertrinken, mit konstanter Regelmäßigkeit an der Oberfläche Luft zu schöpfen und alle dazu notwendigen Bewegungen zu koordinieren? Schlafen sie überhaupt?

Es gibt eine kleine Art, den Asow-Delphin, der zu den Schweinswalen gehört, dessen Verhalten – wenn man ihn geduldig Tag und Nacht beobachtet – den Eindruck erweckt, daß er niemals schläft. Tag und Nacht schwimmen diese kleinen, 30 bis 40 Kilogramm schweren Säuger im Versuchsbekken herum. Unentwegt ziehen sie ihre Kreise im Wasser, ohne innezuhalten. Andererseits kann der Große Tümmler ruhig im Wasser liegen und den Eindruck erwecken, als schliefe er. Rein äußerlich läßt sich das kaum feststellen.

Schläft der Delphin nun, oder schläft er nicht? Vielleicht schläft er nur in kleinen Intervallen? Oder gar nicht? Die letzte Annahme war wenig wahrscheinlich, denn der Delphin ist ein Säugetier, und Säugetiere schlafen. Vielleicht bewahrte der Delphin auch im Schlaf, wie ein Nachtwandler, seine Fähigkeit, komplizierte Bewegungen zu koordinieren?

Die Antwort konnte nur ein Elektroenzephalogramm geben. Es zu erhalten war ein Problem.

Die herkömmlichen Verfahren zur Aufzeichnung der Gehirnströme waren ungeeignet. Einer der Gründe war der Umstand, daß diese Verfahren in einem nichtleitenden Medium, nämlich an der Luft, durchgeführt wurden. Wasser aber, ganz besonders Salzwasser, ist ein guter elektrischer Leiter. Ein anderes Hindernis waren die anatomischen Besonderheiten des Delphins: Sein Kopf ist mit einer dikken Speck- und Muskelschicht bepackt, die die schwachen Gehirnströme dämpft, so daß sie mit Elektroden an der Haut nicht registriert werden können.

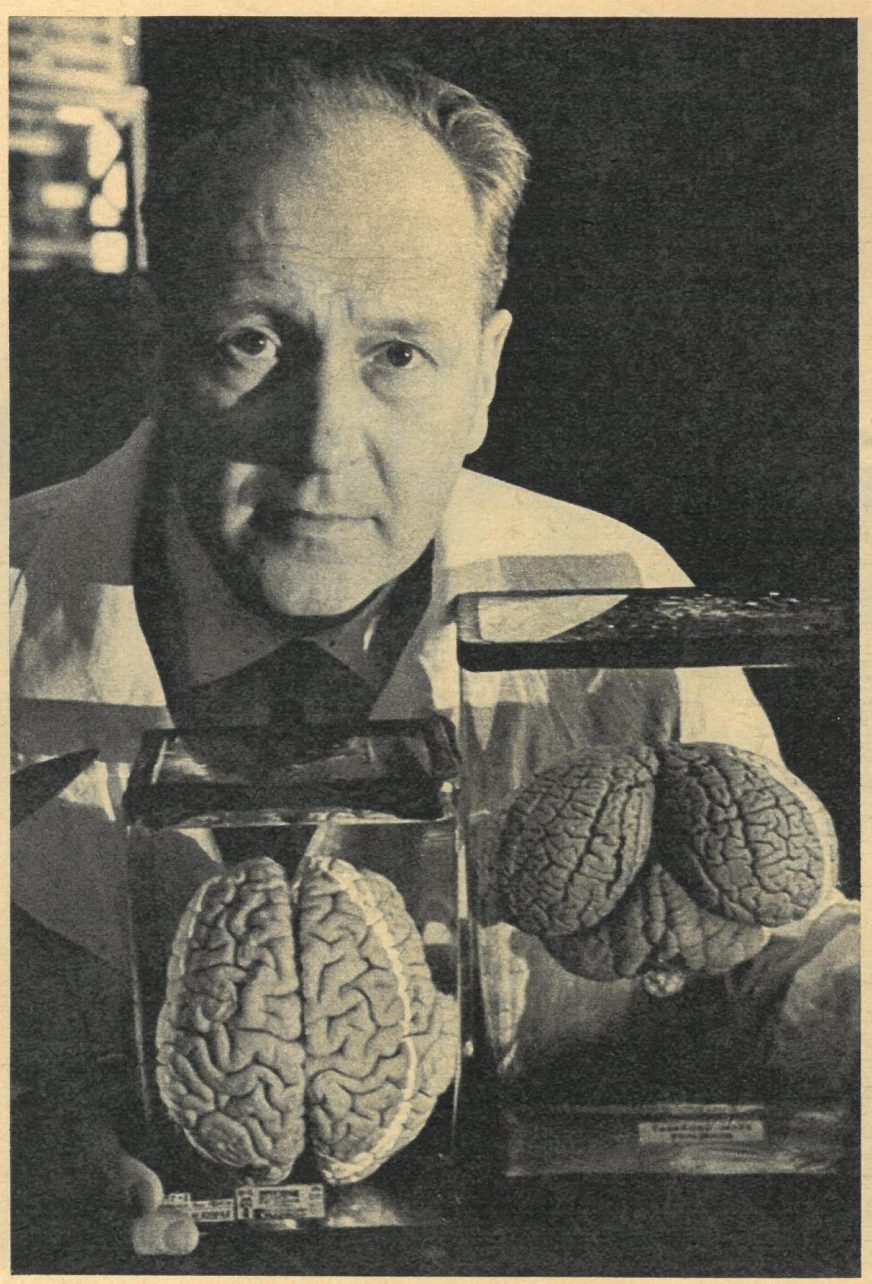
Der scheinbare Irrtum

In der Biostation bei Anapa am Schwarzen Meer, einer Filiale des Instituts für Evolutionsmorphologie und Ökologie der Tiere der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, entwickelten Dr. Lew Muchametow und Dr. sc. A. Supin in jahrelangen Versuchen unter Mitarbeit von Biologen, Neurophysiologen und Physikern ein Verfahren, bei dem die Elektroden bei örtlicher Betäubung mit Hilfe einer dicken Injektionsnadel durch die Speck- und Muskelschicht hindurch schmerzlos plaziert und fixiert werden konnten. Ein Verstärker und Sender, der am Körper befestigt wurde, übermittelte vom frei schwimmenden Delphin seine Gehirnstromkurve an den Enzephalographen.

Dr. Muchametow: „Um zu begreifen, worum es ging, muß einiges erklärt werden. Unser Gehirn besteht aus zwei symmetrischen Hemisphären. Die linke und die rechte Hemisphäre sind gewissermaßen das jeweilige Spiegelbild der anderen. Die rechte Hemisphäre steuert die linke Hälfte unseres Körper und die linke die rechte Hälfte. Beide Hälften werden gleichzeitig vom Schlaf erfaßt. Das gilt auch für das Erwachen. Das gleiche Bild bietet sich uns bei allen Tieren, bei denen wir Untersuchungen über den Schlafzustand durchführten. Was würden uns die Delphine zeigen?“

Die ersten Versuche ergaben unbefriedigende Ergebnisse. Muchametow und Supin vermißten das gewohnte Bild. Statt den Schlaf- oder Wachzustand beider Hälften anzuzeigen, registrierte das Gerät in jeder Gehirnhälfte einen anderen Zustand. Anfänglich vermuteten sie Defekte im Gerät, doch nach sorgfältiger Überprüfung der gesamten Versuchsanordnung wurden die nächsten Versuche gestartet, und „es dauerte nicht lange, bis wir uns überzeugen konnten, daß wir tatsächlich etwas entdeckt hatten, was neu war“, erklärte Dr. Muchametow. „Es war für uns schwer zu glauben, daß die beiden Gehirnhemisphären nicht gleichzeitig, sondern nacheinander schliefen. So paradox das auch war, sie schlafen tatsächlich abwechselnd.“

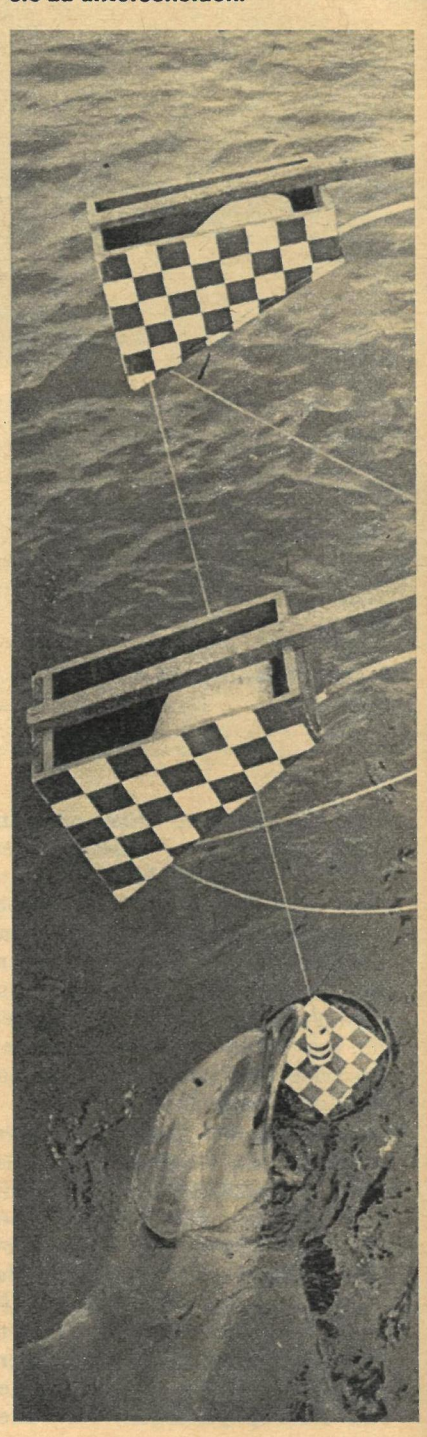
Das war eine phantastische Entdekkung. Endlich der Lohn für jahrelange Mühen. Jetzt wurde klar, wie ein Delphin beim Schlafen dennoch alle wichtigen Funktionen aufrechterhalten kann, um während des Schlafes Atem zu holen. (Auf Seite 17 sind die Hirnstromkurven beim Menschen der rechten und linken Gehirnhälfte abgebildet. (1) Wachzustand, (2) Schlaf. Daneben die Hirnstromkurven des Delphins. (1) Wachzustand, (2) die rechte Hälfte schläft, die linke wacht. (3) rechts wacht, links schläft.)

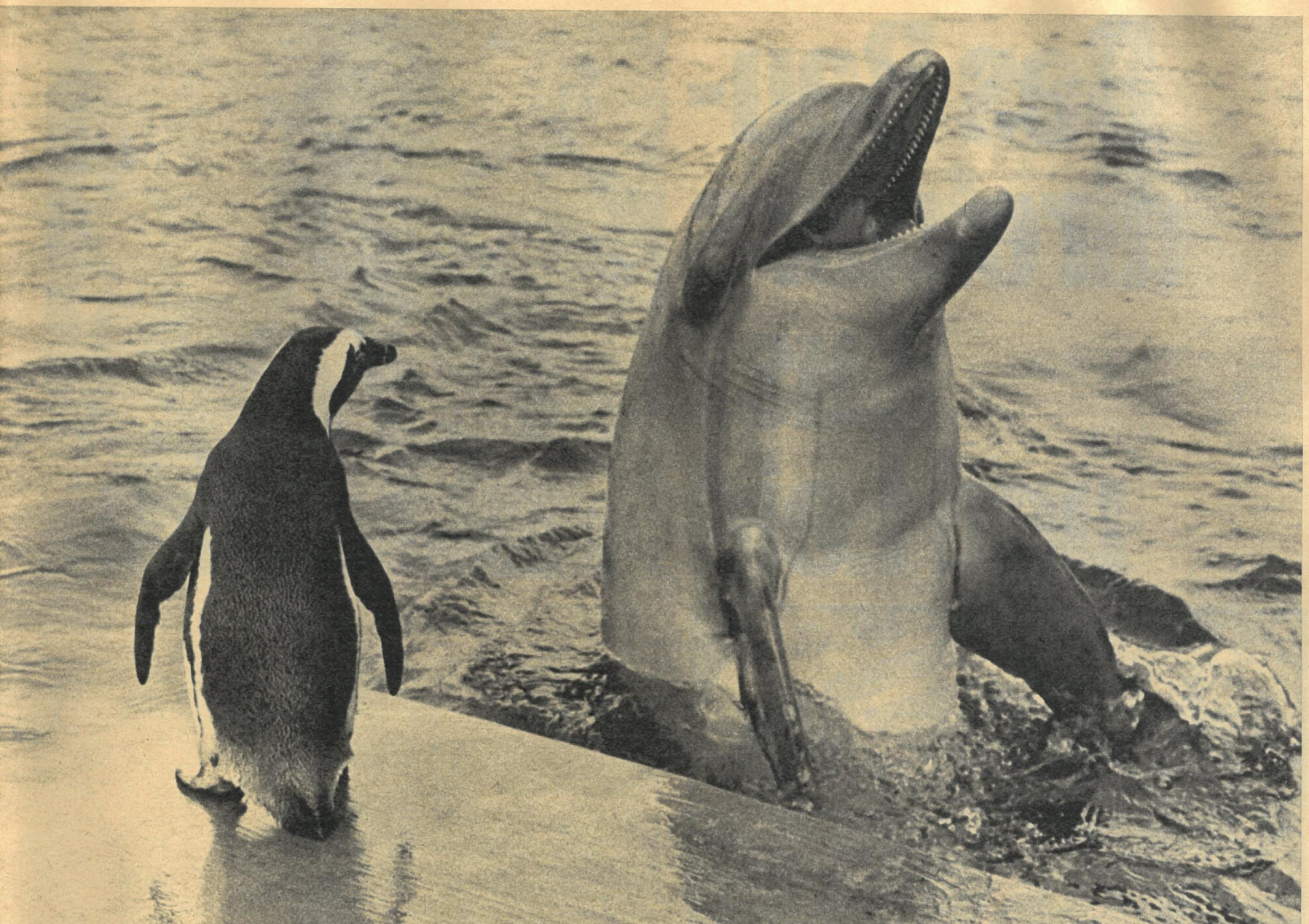


Dr. Sworykin vom Moskauer Institut für Gehirnforschung, der sich mit der Untersuchung der morphologischen Struktur des Delphingehirns beschäftigte, präsentiert links ein Menschenhirn, rechts das Gehirn eines Delphins. Auch der Laie erkennt im Vergleich, wie hochentwikkelt das Zentralnervensystem des Delphins ist. Deutlich sind die Hemisphären zu erkennen.

Kontaktbereitschaft und Zutraulichkeit sind ein Wesensmerkmal des Delphins. Dieser Große Tümmler hat sich mit dem kleinen Pinguin nach anfänglichem Widerstreben und Mundraub, angefreundet.

Eine Versuchsanordnung, mit der das Gedächtnis und die Unterscheidungsfähigkeit des Delphins getestet wird. Delphine können bei der Betrachtung von Quadraten aus fünf Meter Entfernung einen Unterschied feststellen, wenn die Fläche eines der Quadrate nur sieben Prozent größer ist als die eines anderen. Bei Dreiecken allerdings muß der Unterschied 25 Prozent ausmachen, um sie zu unterscheiden.





Dr. Muchametow: „Neue Zweifel kamen auf. Hatten nicht andere vor uns ähnliches beobachtet? Wir nahmen uns wiederum alle Arbeiten der amerikanischen Kollegen vor, speziell die von Sharley, denn er hatte ja Elektroenzephalogramme bei Delphinen abgenommen. Indes hat der Versuch anders ausgesehen als unserer. Die Arbeitsgruppe von Dr. Sharley hatte einem Grindwal Elektroden implantiert, ihn in einem engen Kanal festgehalten, in dem er sich nicht rühren konnte, denn sonst wären die Verbindungsdrähte abgerissen. So hielt man ihn drei Tage und Nächte, aber in zwei davon hat er überhaupt nicht geschlafen, und erst in der dritten Nacht registrierte Dr. Sharley einige EEG-Fragmente. Diese Methode war zu unvollkommen, die ganzen Bedingungen entsprachen nicht den natürlichen Verhaltensweisen des Tieres, um ein einwandfreies Ergebnis zu erhalten. Damit waren seine Versuche auch beendet."

Ein neues Paradoxon

Nach der Entdeckung, daß der Delphin nur mit einer Hirnhälfte schläft, während die andere wacht, fand man ein neues interessantes Phänomen – der Delphin kennt keine paradoxe Schlafphase.

Die Wissenschaftler kennen bei allen höheren Tieren und beim Menschen zwei Schlafphasen: eine langsame und eine schnelle, in der es zu Träumen kommt. In diesem Stadium des Schlafs kommt es zu ruckartigen Bewegungen der Augäpfel unter geschlossenen Lidern. Ein Zustand, in dem Traumbilder erscheinen. Das Elektroenzephalogramm, das in dieser Phase aufgenommen wird, hat Ähnlichkeit mit der Gehirnstromkurve im Wachzustand. Deshalb nennt man ihn paradoxer oder REM-Schlaf. Zur Überraschung der Forscher hatte der Delphin aber keine paradoxe Phase. Das war eine außerordentlich wichtige Entdeckung. Bisher stand fest, daß das Träumen ein obligater physiologischer Zustand des Gehirns sei. Sozusagen eine Lebensnotwendigkeit. Die Delphine scheinen diese These zu widerlegen. Die Wissenschaftler erklären sich dieses Phänomen durch die spezifische Grenzsituation der Delphine, die zwar im Wasser leben, aber ohne Luft nicht auskommen können. Würden sie in einen schnellen, tiefen Schlaf verfallen, der zur Entspannung und Hemmung der Reflexe führt, gingen sie zugrunde.

Nun tauchten neue Fragen auf: Die Ergebnisse wurden zwar an frei schwimmenden Tieren gewonnen, aber sie lebten wohlbehütet in einem Bassin.

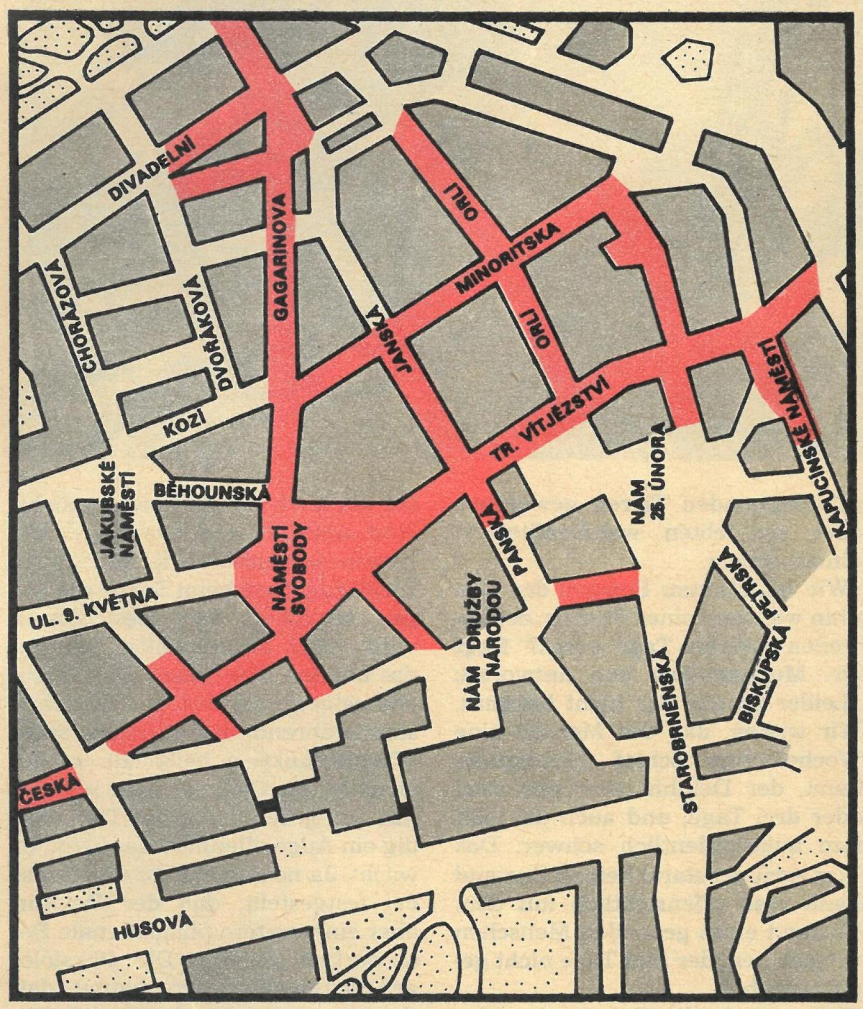
„Wie schläft zum Beispiel der Delphin während eines Sturms, der zuweilen mehrere Tage währt?" fragt Dr. Muchametow und antwortet: „Leider ist uns das nicht bekannt. Wir wissen, daß der Mensch eine Woche ohne Schlaf auskommen kann, der Delphin aber nur zwei oder drei Tage, und auch das fällt ihm außerordentlich schwer. Das Tier ermüdet stark. Seinen Zustand kann man offensichtlich mit dem Zustand eines gesunden Menschen vergleichen, der fünf Tage nicht geschlafen hat.

Wenn wir in die Geheimnisse des Delphinschlafs eindringen, erkennen wir die Geheimnisse des Gehirns bei Meeressäugern. Doch die Rätsel, die da auftauchen, das müssen wir zugeben, sind komplizierter als die anderen. Wir fragen uns weiter: Wozu braucht der Delphin ein so großes und gutentwickeltes Gehirn? Unbegreiflich auch, wie der Delphin die Information verarbeitet, die er mit seinem Sonar gewinnt. Immerhin ist er imstande, in einer Entfernung von mehreren Metern ein Ziel mit einem Durchmesser von nur drei Millimetern zu finden. Es ist auch absolut unklar, wieso der Delphin sowohl im Wasser als auch in der Luft gut sieht. Und wenn es nur das wäre! Wir wissen seit unserer Kindheit, daß Landsäugetiere beim Schlaf die Augen schließen. Der Gesichtssinn wird völlig ausgeschaltet. Wie ist das bei den Delphinen? Die Versuche zeigen uns, daß der Gesichtssinn während des Schlafes seine Wächterfunktion beibehält, er beobachtet die Umwelt. Aber wie? Es hat sich gezeigt, daß das Tier ständig ein Auge offenhält, das heißt, es wacht. Ja noch mehr. Es wurde dabei festgestellt, daß der Delphin über eine weitere phänomenale Besonderheit verfügt. Die Physiologen waren der Überzeugung, daß sich die rechte Hirnhemisphäre in aktivem Zustand befinden müsse, wenn das linke Auge in Funktion ist, und umgekehrt. Doch bei den Delphinen gibt es dieses wechselseitig wirkende System nicht. Die Experten können vorläufig alle diese Fragen nicht beantworten, aber wir müssen einige Vorstellungen über die Tierwelt überprüfen und revidieren."

Karel Hemzal

Fotos: „Wissenschaft in der UdSSR", A. Paszkowiak, TASS, APN

Des Baudirektors Lust und Leid



Die schraffierten Flächen zeigen die für den Fahrzeugverkehr gesperrten Zonen im Stadtzentrum von Brno.

Sehr viele Stadtväter in unserem Nachbarland ČSSR haben ein solches Kreuz zu tragen: Zumindest in den Zentren ihrer Kommunen ist fast jedes Haus ein Baudenkmal. Vladimir Sázavský kann ein Lied davon singen. Der Stadtbaudirektor von Brno: „Das ist ähnlich wie in unserer Hauptstadt Prag. Gotik, Renaissance, Barock und Jugendstil – das steht straßenweise hier herum. Zur Freude eines jeden, der es sich anschaut. Aber dem einen oder anderen bereitet das alles auch schlaflose Nächte."

Wie in Prag ist man auch in Brno bestrebt, den Strom der Kraftfahrzeuge um dieses steinerne Museum herumzulenken – einesteils der Beschaulichkeit für die Fußgänger wegen, vor allem aber, um Autoabgase fernzuhalten und Erschütterungen durch rumpelnde Kraftwagen zu vermeiden. Und schließlich bietet das eng verwinkelte mittelalterliche Straßennetz kaum Entfaltungsmöglichkeiten für Autos von

Etliche fossile Skelettfunde aus der Altsteinzeit, dem Aurignacien, geben Kunde, daß die Gegend um Brno bereits in der Vorgeschichte von Menschen besiedelt war. Erste urkundliche Erwähnung fand Mährens Metropole im Jahre 1091. Nicht viel später wurden die Grundsteine gelegt für manches Bauwerk, das heute noch dort steht. Ingenieur Vladimir Sázavský (Foto links) plagt sich nun als Stadtbaudirektor von Brno mit dem Nebeneinander steinerner Zeitzeugen herum. Denn so viel wie heute wurde auch in der ČSSR nie gebaut.

heute. Auch in Brno wurde dieserhalb ein strenges Regime eingeführt – einige Straßen des Stadtkerns sind generell gesperrt. Außer Rettungswagen des Gesundheitswesens, Milizfahrzeugen oder Feuerwehren kommt da nichts rein und durch. Andere Straßen sind nur zu bestimmten Tageszeiten für Kraftfahrzeuge freigegeben – auch die brauchen aber meist eine Sondergenehmigung, . etwa Anlieger oder Lieferautos.

„Das Herz unserer Stadt halten wir für die Menschen offen", so freundlich drückt's Ingenieur Sázavský aus. „Allerdings mußten wir einen Kompromiß eingehen – mit der Straßenbahn. Aber wir denken darüber nach, einige ihrer Schienenwege im Zentrum unterirdisch in Tunnels zu verlegen."

Der Herzenswunsch des Stadtplaners ist es, dies Vorhaben im kommenden Fünfjahrplan festschreiben zu lassen. Dies Projekt ist schon fast eine kleine Metro.

Untergrund – ein Stichwort, zu dem Vladimir Sázavský noch andere Gedankenverbindungen hat. Dieser Begriff weckt zwiespältige Assoziationen bei ihm. Einerseits für den aus Brno Gebürtigen gibt es da ganz eigentümliche unverwechselbare Erbstücke der Geschichte; andererseits für den Bauverantwortlichen entstehen da lauter Hindernisse und Probleme. Es geht um die vielen unterirdischen Hohlräume unter der Stadt, um Katakomben und Gänge. Über ihre Lage, Ausdehnung und Tiefe existieren keinerlei Aufzeichnungen

Der Platz des 25. Februar präsentiert sich oft als menschenvoller Markt. Im Hintergrund das Mährische Museum, überragt von den Türmen des Doms Petri und Pauli. Vorn erhebt sich der historische Parnass-Brunnen (Foto unten). Die Heiligenfigur an der St. Thomas-Kirche wird kaum mal ein Auto sehen (rechts).

oder gar exakte Pläne. Diese vergessenen Gänge und Keller und ehemaligen Speicherräume, oftmals stark verfallen, taten und tun sich hin und wieder unverhofft auf. Dann zerren sie das Straßenpflaster zu sich herab oder lassen Häuserwände sich biegen und bersten. Wo sie sich so entdeckt haben, werden sie nun genau vermessen. Und man prüft, wie diese alten künstlichen Höhlen den Menschen der Neuzeit Freude oder Nutzen bringen können – als stimmungsvolle Weinrestaurants etwa oder originelle Ausstellungssäle, möglicherweise hin und wieder auch als Tiefgaragen...

Vier- bis fünfhundert Jahre alt sind diese aus Ziegeln gemauerten, manchmal mehretagigen Gewölbe. Sie werden durch Betoninjektionen verfestigt, damit sie die Kraft bekommen, zuverlässig auch Neubauten über sich zu tragen. Wer durch die Straßen von Brno schlendert und an einen Bauzaun gerät, hinter dem nichts in die Höhe wächst, kann ziemlich sicher sein, daß da in der Tiefe ein solches bautechnisches Kleinod seine Rehabilitation durchmacht.

Auch jahrhundertelang verschüttete mittelalterliche Brunnen öffneten sich bei solchen Gelegenheiten wieder – und es ist eine archäologische Faustregel, daß sie immer fündig sind. Da ist seinerzeit mancherlei hineingeplumpst – Eßbestecke, Geschirrteile, Porzellanstücke, Werkzeuge, Küchengerät, Töpfe und Deckel – Exponate für ein romantisches Unterflur-Museum...

„Meine Familie ist seit mehr als hundert Jahren in dieser Stadt ansässig", sagt Sázavský. „Ich bin mit dieser Stadt verwachsen. Der Bulldozer, der Baufreiheit schafft, wird selten mein Partner sein. Alles, was hier von kultur- und kunsthistorischem Wert ist, werden wir erhalten und pflegen, wenn's auch schwer ist und viel Geld ver-

Des Baudirektors Lust und Leid

Brno aber ist noch unendlich reicher. Hier seien einige Beispiele genannt, weder nach chronologischen und schon gar nicht nach kunsthistorischen Gesichtspunkten sortiert.

In der Krypta der Heiligen Kreuzfindungskirche am Kapuzinerplatz kann man erschauernd Mumien von Ordensmitgliedern und Wohltätern erschauen. Der Parnass-Brunnen auf dem Platz des 25. Juni ist ein barockes Kunstwerk des Bildhauers Fischer von Erlach. Das Alte Rathaus gilt als der älteste weltliche Bau von Brno. Der Dom Petri und Pauli, ein Bauwerk der Spätgotik, bestimmt neben Hochhäusern und Fabrikessen die Silhouette der Stadt. Die Pestsäule auf dem ältesten Platz der Stadt, dem Freiheitsplatz (früher Unterer Markt) erinnert an schreckliches Geschehen. Im Starobrněnský Kláštěr (Altbrünner Kloster) begründete der Mönch Gregor Mendel einst seine Vererbungslehre. Und daselbst ließ der später weltbekannte Komponist Leoš Janaček 1881 als Gründer und Leiter einer Orgelschule erstmals von sich hören. Über allem, hoch auf dem Špilberk, thront die gleichnamige Festung, 1962 zum Nationalen Kulturdenkmal erklärt, aber auch mahnende Gedenkstätte. Denn während der Naziokkupation war dort ein Konzentrationslager, in dem über 80 000 politische Gefangene eingekerkert und gefoltert wurden.

Brno ist ein großer Bauplatz. Gerüste um wertvolle alte Gebäude bestätigen die Mühen um ihren Erhalt. Kräne recken sich über beeindruckende Neubauten. Im gegenwärtigen Fünfjahrplan sollen 14 000 neue Wohnungen bezugsfertig werden, natürlich mit allen dazugehörenden Einrichtungen wie Schulen und Einkaufsmöglichkeiten.

„Wir bauen immer weniger auf der grünen Wiese", sagt Ing. Sázavský, „auch hier bei uns in Brno gewinnt das innerstädtische Bauen und Rekonstruieren zunehmend an Bedeutung. Viele Baulücken wurden und werden geschlossen. Der Generalplan für die Entwicklung von Brno sieht die Rekonstruktion vieler Häuser der 3. und 4. Kategorie, wie wir das nennen, vor. Das sind Wohnungen mit sehr schlechten Bedingungen, ohne Bad und WC, oftmals nur mit einem einzigen Wasserhahn, den viele Familien gemeinsam benutzen müssen. Noch beträgt der Anteil solcher Wohnungen etwa 10 Prozent des Bestandes. Das Tempo der Verbesserungen befriedigte bisher weder die Bürger

Für Autos ist kein Durchkommen zur St. Thomas-Kirche (links). Wo sich in Brno die Erde auftut, kommen oft mittelalterliche Katakomben zum Vorschein (unten).
Wohlverpackt läßt das Standbild an der Pestsäule alle Arbeiten um sich herum geschehen (rechts).

schlingt. So ist und bleibt Brno eine Symbiose der Jahrhunderte."

Beim Spalíček – das tschechische Wort heißt soviel wie Holzpflöckchen – kann der Besucher der Stadt um ein ganzes Straßengeviert aus mittelalterlichen Häusern lustwandeln. Sie wurden Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre sorgfältig rekonstruiert. Um die Jahrhundertwende allerdings ist manches, was heute liebevoll behütet würde, der Spitzhacke zum Opfer gefallen. Platz mußte sein für protzige Bürgerbauten, Kauf- und Bürohäuser. Und so wurde, was heutzutage auch nicht zu verachten ist, Brno ein zum Teil einzigartiges Demonstrationsfeld für Bauten der Sezessionszeit, wie man den Jugendstil dort nennt. Jugendstil – eine Architektur und Kunstrichtung, die vor noch gar nicht so langer Zeit geschmäht wurde als Kitsch. Nicht nur das Ensemble Tivoli, ein Wohnhauskomplex in der Veveří ulice, bietet dafür ein interessantes Beispiel. Es bedarf allerdings dringend der sehr kostspieligen Aufarbeitung. Auch der weltbekannte Architekt Ludwig Mies van der Rohe, von 1930 bis 1933 Chef des Dessauer Bauhauses, hat in Brno Spuren hinterlassen: Er entwarf die Villa „Tugendhat", errichtet in den Jahren 1930/31. Dieser ehemalige Wohnbau einer reichen Kaufmannsfamilie steht heute in der Liste schützenswerter Denkmale der UNESCO.

Das Antlitz der Jahrhunderte in

noch uns. Solche Häuser zum Guten umzugestalten kostet bekanntlich oft mehr Anstrengungen, als Neues zu bauen, und doch müssen wir diese Aufgabe bewältigen."

1981 bis 1985 werden in Brno 1550 und im nächsten Jahrfünft 1600 Wohnungen modernisiert.

Der Generalplan trennt streng Wohn- und Industriegebiete. Da die vorherrschende Windrichtung aus Nordwest ist, werden Industriebauten künftig vor allem am entgegengesetzten Stadtrand entstehen.

Brno, die nach Prag und der slowakischen Hauptstadt Bratislava drittgrößte Stadt der ČSSR, hat heute 380 000 Einwohner. Für die Jahrtausendwende rechnet der Stadtarchitekt mit 415 000. Hohe Anforderungen an das Bauwesen. Von 1970 bis 1980 wurden 23 000 Neubauwohnungen übergeben, im gegenwärtigen Jahrzehnt bis 1990 stehen 28 000 auf dem Plan. Das Schwergewicht verlagert sich auf den betrieblichen Wohnungsbau, der vor dem genossenschaftlichen, dem staatlichen und dem Eigenheimbau rangiert. So soll die Bindung der Bürger an die Betriebe der Messestadt weiter gefestigt, der Prozeß der Bildung von Stammbelegschaften gefördert werden. Alljährlich entstehen auch etwa 200 Eigenheimbauten, vom Staat durch Kredite unterstützt, vor allem für kinderreiche Familien.

Stadtväter unterscheiden sich darin wenig von anderen Eltern: Sie tauschen sich gern aus über Probleme, Erfahrungen. So pflegt Brno eine Partnerschaft mit Leipzig. „Gerade auf dem Gebiet der Modernisierung und Rekonstruktion innerstädtischer Wohngebiete hat die DDR ein hohes Niveau", sagt Vladimir Sázavský. „Da ist der Erfahrungsaustausch zwischen Baureparaturbetrieben und Projektanten für uns sehr wichtig." Und auch mit dem sowjetischen Woronesh bestehen solche Beziehungen. Vladimir Sázavský ist beeindruckt von der dortigen urbanistischen Planung. „Interessant, wie großzügig, weitsichtig und modern dort gebaut wird. Aber vergessen wir niemals, weshalb es in unserer Partnerstadt Woronesh so viel freies Baugelände gab: Die Zerstörungen durch den faschistischen Überfall ließen so gut wie keine städtebauliche Substanz früherer Zeiten übrig! Deshalb sind gerade die Neubauten dort eine ernste Mahnung für den Frieden. Und was Brno betrifft: Die Symbiose der Jahrhunderte soll noch viele Generationen, unendlich fortwirken."

Dieser Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit dem Außenhandelsunternehmen Messen und Ausstellungen Brno.

Text und Fotos: Klaus Hurrelmann,
Karte: Martin Kotsch

musikuntermaltes Chauffieren als vor allem für hohe Fahrsicherheit. Und rechts daneben: Der Wagen auf dem Institutsparkplatz. Das Foto oben zeigt die Siegerfahrzeuge des vorjährigen Wettbewerbs der Jerewaner Auto-Eigenbauer.
Ingenieur Kornej Arsenjew aus Sewastopol hat in seinem Auto einen elektronischen Geschwindigkeitswächter installiert: Bei überhöhtem Tempo ruft ein Piepsignal den geschwindigkeitsberauschten Fahrer zur Ordnung. Der Erfinder knobelte noch weiter: Nun regelt ein elektronischer „Kontrolleur" den Vergaser so, daß die vorgewählte Geschwindigkeit weder bei Bergabfahrt noch durchgetretenem Gaspedal überschritten werden kann.

Eigenbauer – Eigenbrötler?

Unlängst bekam das Moskauer Wissenschaftliche Forschungs- und Versuchsinstitut für elektrische Fahrzeugausrüstungen und -geräte Besuch. Der erschien – was ist daran sensationell – mit eigenen Fahrzeugen. Dann aber fanden die meisten Gespräche zwischen Gästen und Gastgebern nicht etwa in bequemen Klubsesseln bei einer schmackhaften Tasse Tee statt; den Großteil der Zeit verbrachte man gemeinsam auf dem Parkplatz des Instituts. Leningrader und Moskauer Eigenbau-Konstrukteure hatten ihre Traumwagen vorgefahren – zum Erfahrungsaustausch mit den Leuten vom Fach. Besonderes Interesse erregten die Schöpfungen von zwei 24jährigen Leningradern, des Studenten Dmitri Parfjonow und des Arbeiters Gennadi Chainow. Drei Jahre lang haben die beiden getüftelt und gebaut: Ihre PKW sind nicht nur durch die Karosseriegestaltung originell. Mikroelektronik macht sie außerordentlich ökonomisch, sicher und leicht bedienbar. Unter anderem erdachten die beiden Hobbykonstrukteure ein System hydraulischer Lenk- und Bremskraftverstärkung. Die schnittigen Wagen besitzen Vorderradantrieb. Auf dem Foto unten links: Dmitri Parfjonow am Steuer seines Eigenbaus. Elektronik weniger für genußvolles stereo- Was zunächst wie Spinnereien eigenbrötlerischer Eigenbauer anmutet, überrascht durch Originalität oft die professionellen Automobilkonstrukteure. Nicht nur am Moskauer Institut hat die Zusammenarbeit begonnen.

Neu bei Jelcz

Auch neue konstruktive Lösungen tragen zur Rationalisierung des Straßengüterverkehrs bei. So hat der polnische LKW Jelcz 416/240 RS 6 für den Fernverkehr künftig eine Doppelbettkabine mit Hochdach. Bei der neuen Konzeption – Schlafkabine für den Beifahrer über dem Fahrersitz – bleiben die normale Pritschenlänge und damit Ladefläche und Transportvolumen erhalten. Zwei Quadratmeter werden gewonnen. Das „Oberstübchen" hat Seitenfenster und eine effektive Belüftung. Ein neues Ansaug- und Luftfiltersystem trägt zur Erhöhung des Fahrkomforts bei: Bei 80 km/h übersteigt das Innengeräusch 75 Dezibel nicht mehr. Die verbesserte Aerodynamik ökonomisiert den Kraftstoffverbrauch.

Kriechfunken

Mangelhafte Motorraumpflege bzw. -reinigung führt zu Schmutzüberzügen und -krusten auf Aggregaten und Bauteilen. Auch die Isolierkörper von Zündkerzensteckern und Zündspulen bleiben davon nicht verschont. Da die Schmutzschichten vor allem in Verbindung mit Feuchtigkeit leitfähig sind, kann der hochgespannte Zündstrom (bis über 20 000 Volt) darüber abfließen. Das geschieht zuerst nur teilweise und zögernd, bis sich eine Kriechfunkenstrecke in den Isolierkörper eingebrannt hat, über die der Zündstrom ständig abfließt. Die Folge sind Zündstörungen und Startschwierigkeiten. Die regelmäßige Reinigung des Motorraumes beugt dem vor.

Hupen verunsichert Kinder

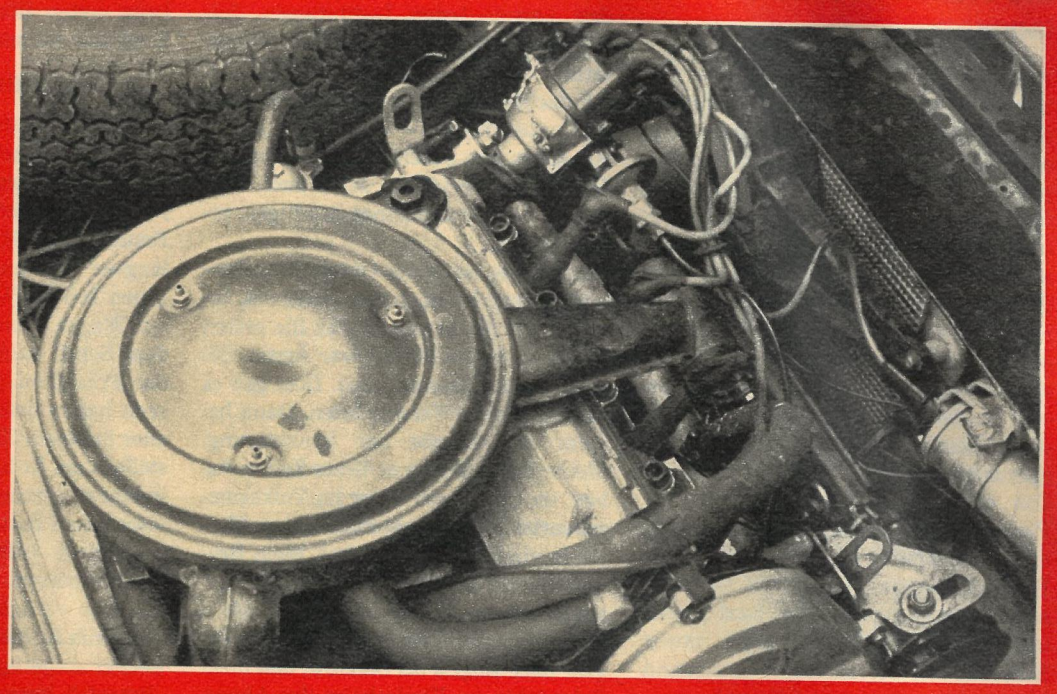
Knapp 20 Prozent aller Verkehrsunfälle werden von Fußgängern verursacht, besonders von Kindern und älteren Bürgern. Mit Schuljahresbeginn steigt diese traurige Statistik immer wieder deutlich. Kinder sind besonders gefährdet, weil – bei ihnen das Zusammenspiel der Sinneswahrnehmungen mit dem Bewegungsapparat noch nicht zuverlässig funktioniert; – ihr Verhalten weniger von Einsichten als von Gefühlen und plötzlichen Einfällen geregelt wird; – sie zu spontanen, unkontrollierten Handlungen neigen; – weder Wissen noch Erfahrung sie befähigen, sich im Straßenverkehr schon stets richtig zu verhalten.

Falsche Reaktionen sind die Folge. Fahrzeugführer tragen deshalb gegenüber Kindern besondere Verantwortung. Sie müssen durch vorausschauendes Fahren in der Lage sein, selbst jede Situation zu beherrschen und Gefahren abzuwenden. Beim Warnzeichen „Kinder" ist höchste Konzentration nötig. Besondere Vorsicht ist beim Wahrnehmen spielender Kinder in unmittelbarer Nähe der Fahrbahn geboten.
Kinder gaben an, daß sie von Autos durch zu schnelles Fahren, zu enges Überholen bzw. Vorbeifahren, schnelles Heranfahren an Fußgängerüberwege und durch Hupen verunsichert wurden.

Kavaliers-mäßig

Kavalier kommt aus dem Französischen und bedeutete früher mal Ritter. Heutzutage gilt das Wort für einen, der sich zu benehmen weiß. Auch hinterm Lenkrad. Aber Verhaltensweisen, die wenig mit gegenseitiger Rücksichtnahme gemein haben, sind Alltag.
Ist es nicht beispielsweise auch eine freundliche Geste gegenüber allen anderen auf der Straße, rechtzeitig eine Fahrtrichtungsänderung anzuzeigen? Nicht erst, wenn man längst das Lenkrad eingeschlagen hat? Bus- oder LKW-Fahrer sind jedenfalls an Kreuzungen oder Einmündungen dankbar, wenn die anderen früh zu erkennen geben, was sie vorhaben. Damit der große Brummer sein meist aufwendiges Manöver starten kann. Und wird nicht für einen Ortsfremden rechtzeitiges Blinkzeichen des vor ihm Fahrenden oftmals zum wichtigen Hinweis?
Oder: Hinter einem langsamen Fahrzeug hat sich ein Stau gebildet. Endlich läßt der Gegenverkehr das Vorbeifahren zu. Wer nutzt als erster die Chance? Allzuoft der letzte in der Schlange. Er prescht vor, nimmt all den anderen die Möglichkeit, der Reihe nach vorbeizukommen.
Kavaliersmäßig? Die Zeiten der Ritter sind vorbei? Streicht man also den Kavalier? Dann bleibt ja „mäßig" übrig…

G. Losse



Sapo-Familiennachricht: Der Jüngste läuft

Serienwagen schicken ihre Prototypen voraus. Tauchen die in der Öffentlichkeit – ausgestattet mit einem normalen polizeilichen Kennzeichen – auf, dann muß was im Busche sein…
Beim internationalen Autocross in Ogre (UdSSR) fuhr ein Wagen mit der Nummer „2963 SPA" ins Fahrerlager – der neueste Sapo. Wolfgang Eschment hatte seine Kamera schußbereit und konnte den Chauffeur sogar bewegen, kurz die Motorhaube zu öffnen. Und das war erstmals bei der Familie der Sapos nicht das Heck: Der „SAS 1102" hat Frontantrieb, sein wassergekühlter Vierzylindermotor mit 1100 cm³ Hubraum (obenliegende Nockenwelle mit Zahnriemenantrieb) ist quer eingebaut. Mit seiner Leistung von 36,8 kW (50 PS) soll er bis zu 140 km/h erreichen. Gut erkennbar auf dem Foto: die zweitürige Karosserie mit großer Heckklappe. Das Fahrzeug soll nur 670 Kilogramm wiegen. Auskunft des Testfahrers: Beginn der Serienproduktion voraussichtlich 1987.

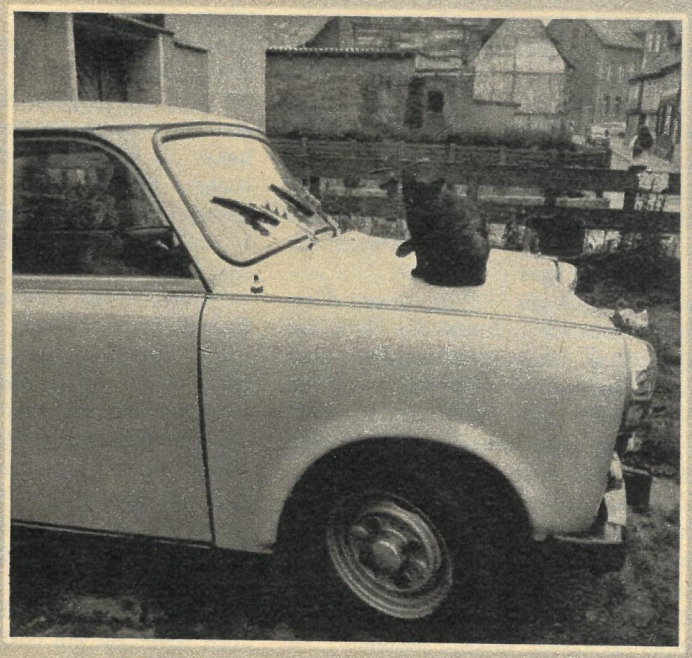
PS-Nachrichten

DRV-PREMIERE
Unser Foto zeigt die ersten im Kfz-Werk „30. April" in Ho Chi Minh-Stadt produzierten Autos der DR Vietnam. Die Serienfertigung von Kleintransportern, viersitzigen Limousinen und 12sitzigen Kleinbussen der Marke „Cuu Long" („Neun Drachen") hat begonnen.

ROBOTER-RUNDEN
Auf dem Testgelände des sowjetischen Kfz-Entwicklungsinstituts NAMI bei Moskau werden immer häufiger Testfahrzeuge durch Roboter bedient. Vor allem auf schwierigen Streckenabschnitten werden so subjektive Faktoren völlig ausgeschaltet.

GURT-GEBOT
In der DDR bleibt das Anlegen der Sicherheitsgurte vor dem Start ein Thema: 97,3 Prozent der Fahrzeuginsassen folgten 1984 der Anlegepflicht. Bei Unfällen wurden 20,6 Prozent der Gurtträger verletzt, bei den Ignoranten jedoch 41,8 Prozent.

DIA-WARNUNGEN
Gefahrenpunkte an vielbefahrenen Straßen der ČSSR zeigt eine Dia-Serie, die für den Fahrschulunterricht im Nordböhmischen Kreis zusammengestellt wurde. Auch in unserem Nachbarland gingen 1984 die Zahlen der Unfallgetöteten (um 4,3 Prozent) und der Schwerverletzten (um 8,5 Prozent) gegenüber 1983 zurück. Doch alarmierend: Jeder zwölfte Unfalltote ist ein Kind!



Besser 'ne Katze auf dem Dach als Kratzer im Lack.

Fotos: R. Atajan, A. Schogin (2), W. Eschment (2), S. H. Karbaum, L. Liebmann, M. Kaiser, ADN-ZB/VNA
Redaktion: Klaus Hurrelmann

Fahrschulweisheiten: mobil Alter Anfang ist schwer

Dank dir, Kipjatok!

Tamara Motyljowa, Studentin der ausländischen Literatur, lernt im Jahre 1930 auf der inzwischen legendären Charkower Konferenz als Dolmetscher und Gesprächspartner deutsche Schriftsteller wie Anna Seghers, Johannes R. Becher und Ludwig Renn persönlich kennen. Seither ist ihr Leben eng mit der antifaschistischen Literatur, mit den historischen Erfahrungen der 30er und 40er Jahre verbunden. Als Kommunistin und Literaturwissenschaftlerin erlebt sie den Kampf deutscher Schriftsteller gegen Faschismus und Krieg aus nächster Nähe mit. Dr. Simone Barck und Tatjana Trögel besuchten Prof. Dr. Tamara Motyljowa für FREIE WELT in Moskau und hielten ihre Erinnerungen an historische Ereignisse, an prägende persönliche Begegnungen fest. Sie würdigen damit zugleich die Leistung der international renommierten Wissenschaftlerin, deren Arbeit in allein 17 Büchern und über 500 Veröffentlichungen über deutsche, französische und russische Literatur ihren Niederschlag gefunden hat.

Die Tränen trockneten langsam

Am 22. Juni 1941, einem Sonntag, arbeitete ich mit einer Gruppe von Lehrern, die bereits in Schulen unterrichteten, aber zusätzlich studierten, um ihr Diplom zu erhalten. An diesem Tag sollte ich eine Vorlesung über die amerikanische Literatur der Gegenwart halten. Es bedrückte mich immer, daß ich die deutsche antifaschistische Literatur, die mir so am Herzen lag, in dieser Zeit nur am Rande behandeln konnte. In der ersten Stunde führte ich in das Thema ein, in der zweiten Stunde sollte ich über Steinbecks „Früchte des Zorns" sprechen.

Die erste Stunde war vorüber, die Pause begann. Ich blieb im Hörsaal, da einige mit Fragen an mich herantraten. Plötzlich stürzte eine ältere Lehrerin aus dieser Gruppe in den Saal hinein und sagte laut: „Ich habe etwas Schreckliches erfahren. Deutschland hat uns überfallen. Es ist Krieg."

Allgemeine Bestürzung, allgemeine Verwirrung, ich höre Fragen der Anwesenden, auch, ob denn nun der Unterricht weitergehe. Ich ging zum Raum des Parteikomitees. Dort saß ein alter Marxismus-Professor. Er war schrecklich düster, kaum ansprechbar. Ich fragte ihn nur: „Ist das wahr?"

„Ja, das ist wahr", sagte er mir.

„Gibt es eine Anweisung, ob wir weitermachen oder die Studenten nach Hause lassen?"

„Nein", antwortete er. „Jeder tut, was er für notwendig hält, jeder nach seinem Gewissen".

Mir wurde schnell klar, was ich zu tun hatte. Es klingelte. Ich betrat den Raum und sagte: „Wir arbeiten weiter. Setzen Sie sich. Es steht uns eine schwierige Periode im Leben unseres Landes bevor. Für einen jeden von uns. Unsere Feinde hoffen sicher auf eine Verwirrung in unseren Reihen. Es wird aber keine Verwirrung geben. Jeder tut das Seine. Bevor wir uns trennen, möchte ich Ihnen aber etwas von der deutschen antifaschistischen Literatur erzählen."

Ich gab aus dem Stegreif in vierzig Minuten eine Übersicht. Und ich hatte Freude daran, daß ich das tun konnte. Da kam alles dran: Becher, Anna Seghers, Willi Bredel, Heinrich Mann... Ich versuchte meinen Hörern klarzumachen, daß eine reichhaltige antifaschistische Literatur existiere, und daß dies eine Widerspiegelung der Kräfte sei, die es im Lande ganz gewiß gäbe. „Wir wissen nicht", sagte ich, „inwieweit diese antifaschistischen Kräfte den Gang der Ereignisse bestimmen werden, aber ohne antifaschistische Stimmung im Volk könnte eine solche Literatur nicht entstehen. Also stehen wir in unserem Kampf doch nicht allein."

Und die Tränen trockneten langsam. Ich sah die Frauen an, die besonders traurig waren. Sie hörten zu und waren, ich würde nicht sagen, beruhigt, aber sie gingen nach Hause in der Stimmung einer gewissen Entschlossenheit. Das hatte ich erreichen wollen.

Einige Tage später sollte ich für die Zeitschrift „Literaturnoje obosrenije" eine Übersicht über die deutsche antifaschistische Literatur schreiben. In dieser Zeit begannen die Nachtdienste in den verschiedenen Institutionen. Ich saß nachts im Gorki-Institut für Weltliteratur und schrieb an dem Artikel. Und ich dachte – das war sicher eigenartig und unbescheiden – das ist nun meine Art gegen den Faschismus zu kämpfen. Der Artikel erschien dann auch und wurde der Kern meines künftigen ersten Buches.

Bald kamen auch die ersten Fliegerangriffe. Wenn ich mich recht entsinne, fielen in der Nacht des 22. Juli die ersten Bomben. Meine Mutter war Ärztin. Sie arbeitete im Krankenhaus. Dort gab es bald die ersten Verwundeten. Dann begann die Periode der Evakuierung. Meine Eltern waren in dieser Zeit in Asbest im Ural, mein Vater im Volkskommissariat für Baumaterial, meine Mutter in einem Militärhospital. Mein Bruder war an der Front, meine Schwägerin mit ihrer Mutter in Sibirien. Mein Mann fuhr mit der Verlagsanstalt Vegaar nach Engels bei Saratow, und mein Sohn lebte im Kinderheim der Akademie der Wissenschaften in Kasachstan. Die Familie war weit auseinandergetrieben, damals eine sehr typische Situation für eine sowjetische Familie.

„Der Heilige Krieg"

Gemeinsam mit uns Moskauern erlebten die deutschen Genossen, erlebte Becher die Erschütterung der ersten Kriegstage. Ebenso wie wir hörte er am Morgen wie am Abend bebenden Herzens die Frontberichte. – Mit Fug und Recht kann man sagen, daß Bechers Dichtung Seite an Seite mit unserer Armee gekämpft hat. In einer Tagebucheintragung steht zum 22. Juni 1941: „O Sintflut von Blut und Tränen, wie sie damals über Rußland und Deutschland hereinbrach..."

Anfang Juli kam ich in die Räume der Redaktion „Internationale Literatur". Auf Bechers Schreibtisch lag eine große Mappe, auf der mit seiner breiten Handschrift geschrieben stand: „Der Heilige Krieg". Becher erlaubte mir, darin zu blättern – es war ein Zyklus Gedichte, teils mit der Hand, teils mit der Maschine geschrieben – eigentlich ein Sammelband, in erstaunlich kurzer Frist entstanden.

Da war der Beginn eines Gedichtes, den ich seitdem nie gedruckt gelesen habe: „In ungeheures Sterben weggetrieben/ Sah ich euch, meine Brüder. Manch' von euch/ ist mir bekannt. Wohin des Wegs, ihr Lieben?"

Das klang sehr traurig. Ich sah wahrscheinlich etwas verwundert aus, und Becher fragte: „Was, gefällt's Ihnen nicht?" Ich antwortete: „Ja, Genosse Becher, es ist verständlich, daß sie so schreiben können, aber wir haben für deutsche Soldaten andere Gefühle." Er sagte: „Sie müssen aber verstehen. Sie sind eine Russin, und ich bin ein Deutscher. Für sie sind Hitlers Soldaten Feinde. Für mich sind es außerdem auch Landsleute, Opfer eines ungeheuren Betruges... Aber lassen wir das. Jetzt hören Sie ein Gedicht, daß Ihnen gefällt." Und er trug mir auswendig die „Ballade von den dreien" vor, die später in die „Schlacht um Moskau" eingebaut worden ist. Sie war also bestimmt schon in den ersten Kriegswochen fertig. Ich erinnere mich gut an diese Ballade, die beim ersten Hören einen sehr starken Eindruck auf mich machte.

Oh Odyssee!

Das Gorki-Institut wurde im November 1941 nach Taschkent evakuiert. Viele Mitarbeiter waren an der Front. Es fuhren die älteren Gelehrten und die Frauen. Von Moskau nach Gorki gelangten wir auf verschiedene Weise. Einen Teil des Weges zu Fuß, einen Teil auf Wagen. Von Gorki fuhren wir mit dem Schiff nach Kasan, wo sich auch das Präsidium der Akademie der Wissenschaften befand. Dort kam auch Becher in einem Zug mit anderen Schriftstellern an. Er hauste, wie viele andere, in einem Zimmer, auf irgendeinem provisorischen Bett.

An einem trüben, regnerischen Novembermorgen – auch die Stimmung war trüb – machte ich einen Besuch bei Jewgenia Knipowitsch. Auf einmal kam Becher aufgeregt mit einer Zeitung, der „Prawda", herein und zeigte auf die Losungen zum Oktober-Feiertag. Die dritte oder vierte lautete etwa so: „Ein Gruß dem deutschen Volk, wir wünschen ihm Erfolg im Kampf gegen Hitler". Darüber war Becher sehr erfreut und aufgeregt, denn er sah darin den Ausdruck des Vertrauens seitens unserer Partei den deutschen antifaschistischen Kräften gegenüber.

Wir fuhren dann mit Sonderwaggons weiter nach Taschkent. Das dauerte Wochen und war abenteuerlich. Man lagerte sich und versorgte sich, so gut man konnte. Manchmal gab es die Möglichkeit, auf den Stationen etwas zu essen zu kaufen. Bei Becher gibt es in seinem Zyklus „Das Atelier" eine Strophe darüber: „Oh Odyssee! Eissteppe! Ostwärts fuhren Städte und Dörfer. Dank dir, Kipjatok!"

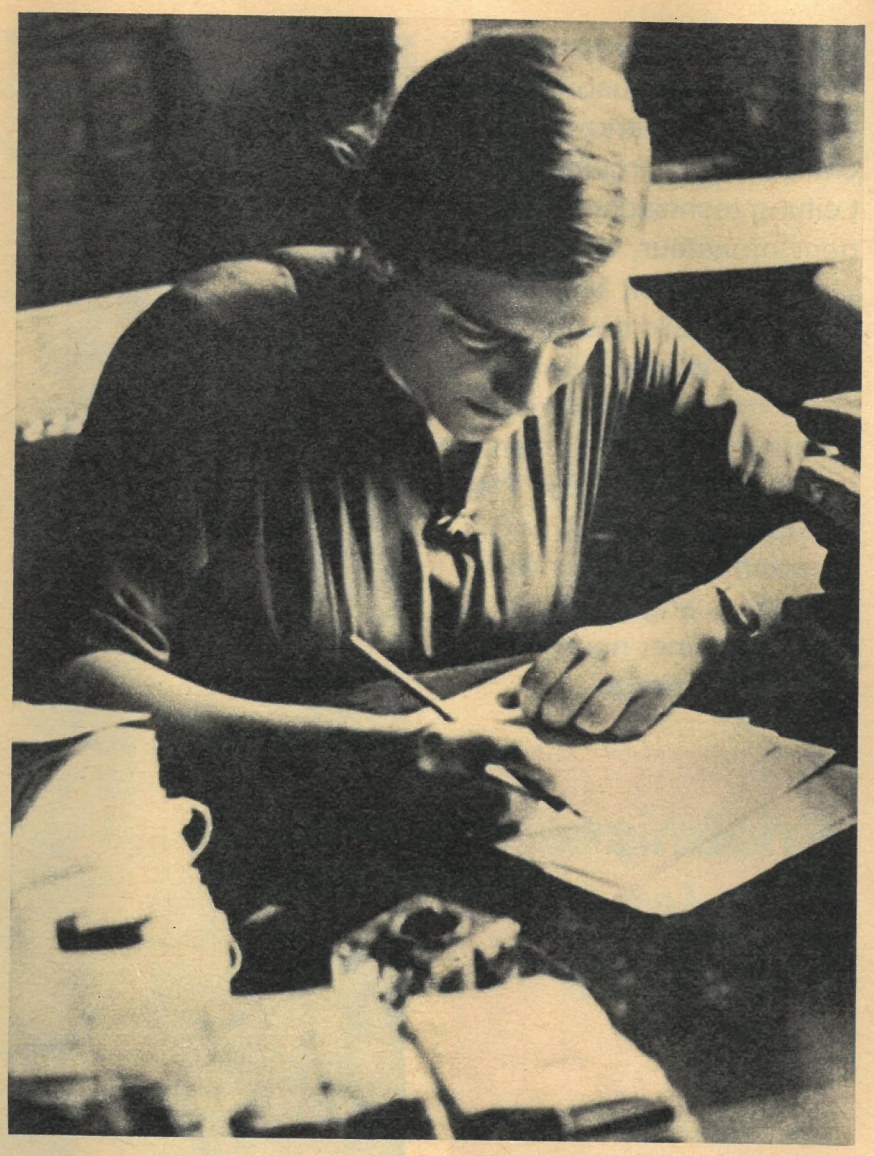
Kipjatok ist nichts anderes als das sehr kostbare kochende Wasser, das die Männer an den Haltepunkten holten.

Im Krankensaal wurde es völlig still

Taschkent war mit Flüchtlingen überfüllt. Das Essen war dementsprechend spärlich. Meistens aß man Kascha aus Mehl oder was sich sonst auftreiben ließ. Manchmal aß man auch irgendwelches Gemüse, das man gegen alte Kleider eintauschen konnte. Ich schrieb an meine Eltern nach Asbest: „Es gibt hier einen Markt, aber die Preise sind jenseits von Gut und Böse." Mein Vater antwortete: „Wir haben auch einen Markt. Aber es gibt weder Gutes, noch Böses, noch etwas zu kaufen."

Mein Vater starb, bald nachdem er nach Moskau zurückgekehrt war, und meine Mutter arbeitete weiter im Hospital. Sie vertrat damals einen ziemlich radikalen Standpunkt. Sie meinte, daß schöne Literatur in dieser Situation völlig überflüssig sei. Was macht ihr im Gorki-Institut? Was diskutiert ihr? Wozu? Ihr solltet euch meine Verwundeten ansehen!

Aber ich erinnere mich an einen heißen Sommertag im Jahre 1942. In einem Taschkenter Lazarett für schwerverwundete Soldaten der Sowjetarmee hielt ich für die Genesenden Vorträge über Literatur. Eines Tages wählte ich das Thema: Neue antifaschistische Romane. Ich berichtete ausführlich von Anna Seghers' Roman „Das siebte Kreuz", der in der Zeitschrift „Oktjabr" veröffentlicht wurde, damals jedoch noch nicht vollständig vorlag. Im großen Krankensaal wurde es völlig still. Die jungen sowjetischen Männer, die durch faschistische Kugeln verwundet waren, fühlten sich vom Schicksal Georg Heislers bewegt – er war für sie einer aus ihren Reihen, ein enger Verbündeter. Als ich geendet hatte, wurde ich gefragt: Und was war weiter? Ich mußte gestehen, daß ich den Schluß des Romans nicht kannte. Und meine Zuhörer stritten hin und her, wie es mit Georg wohl weitergehen werde. Ein blauäugiger Leutnant mit rosigem Jungengesicht, ein Bein im Gipsverband, sagte



Arbeit an der Habilschrift in der Bibliothek des Tolstoi-Museums in Jasnaja Poljana, Herbst 1945

ernst, ganz feierlich: „Ich bin überzeugt, daß es ihm gelingen wird, sich zu retten." So hatte Georg mitten im Kriege Freunde im fernen Taschkent gefunden.

Er saß zu Hause und schrieb

Die usbekische Regierung hat sich sehr viel um die Evakuierten gekümmert. Becher, Gabor und Lukács mit ihren Frauen wurde ein usbekisches Häuschen zugewiesen. Aber ich bekam Becher fast nie zu Gesicht. Manchmal traf ich Lilly auf der Straße und fragte: „Wie geht es dem Genossen Becher?" und sie erwiderte: „Er arbeitet sehr viel. Er geht gar nicht mehr raus, sitzt zu Hause und arbeitet." Becher hat wahrscheinlich nichts von Taschkent gesehen. Er saß zu Hause und schrieb die erste Fassung der „Winterschlacht", unter dem Eindruck des grandiosen Abwehrsieges von Moskau, der ersten Niederlage, die die Hitlerarmeen einstecken mußten. Es war schon eine einzigartige Situation. Ein Schriftsteller schreibt ein Stück über Ereignisse, die zur gleichen Zeit vor sich gehen und das spätere Geschehen von Stalingrad geradezu vorwegnehmen.

Manch heutiger Leser hat an dem Stück Verschiedenes auszusetzen. In einer Becher-Konferenz sprach ein amerikanischer Professor darüber, daß es zu schwerfällig sei, allzu klassisch in der Form und rhetorisch.

Nun, ich meine, das Stück hat schon seine künstlerischen Schwächen. Nicht zufällig hat sich Becher später bemüht, es umzuarbeiten und bühnengerechter zu gestalten. Aber dieses Stück war eine Tat. Es war nicht so sehr ein Kunstwerk, als seine Tat. Ich glaube, man muß es beurteilen als Ausdruck der großen Sympathie und seiner Solidarität zu unserem Land.

Gütig ist das russische Volk

Die Haltung der Sowjetbürger gegenüber den Deutschen änderte sich allmählich im Verlaufe des Krieges. Nach den ersten Siegen unserer Roten Armee wurden die Deutschen nicht nur mehr als böse, unerbittliche und barbarische Feinde betrachtet, sondern teilweise auch als Leute, die die ihnen zustehende Strafe bekommen und die man von diesem Standpunkt aus irgendwie verächtlich bemitleiden kann. Diese Formulierung ist nicht von mir, sondern von Tolstoi. Es gibt in „Krieg und Frieden" eine Passage von der Keule des Volkskrieges, daß, sei der Feind geschlagen, das Gefühl des Hasses vom Gefühl der Verachtung und des Mitleides ersetzt wird. So war auch die Haltung vieler Moskauer, als sie den großen Zug der Gefangenen durch Moskau sahen. Im Sommer 1944. Heinz Willmann hörte bei dieser Gelegenheit von einer russischen Frau das Sprichwort: „Der Russe schlägt keinen, der am Boden liegt."

Im Dezember des Jahres 1944 wohnte ich im Sanatorium der Akademie der Wissenschaften in Kislowodsk. Dort arbeiteten auch deutsche Gefangene. Ich sitze in meinem Zimmer, es klopft, und eine Angestellte erklärt mir, daß gleich ein Gefangener kommen würde, um meine Heizung zu reparieren. Es kam ein junger Mann, mager und klein gewachsen – ziemlich elend sah er aus. Er begann an der Heizung zu arbeiten. Und ich machte mir Gedanken: Soll ich mit ihm sprechen, soll ich etwas fragen? Und verschiedene Fragen tauchten auf: Sind sie ein Nazi? Haben sie an Kämpfen teilgenommen? Haben sie etwas gegen die Zivilbevölkerung getan? Wiederum tat mir der Junge auch etwas leid, und ich dachte, vielleicht sind solche Fragen fehl am Platze? Aber er interessierte mich sehr. Es war der erste Wehrmachtssoldat, dem ich direkt begegnete. Wie soll ich ihn anreden: Soldat, Gefangener, Herr oder einfach Sie? Ich machte mir noch meine Gedanken, da öffnete sich wieder die Tür, und die Angestellte sagte: „Kamerad – Essen!" Der ließ sich nicht zweimal bitten und war auf und davon. Ich dachte so bei mir: Gütig ist das russische Volk...

Er fragte scharf und direkt

Noch zu Beginn des Krieges hoffte man, das deutsche Volk würde den faschistischen Aggressoren in den Arm fallen, sich gegen den Faschismus erheben.

Es war zu lesen und zu hören, Deutschland sei ein Vulkan, bereit auszubrechen. Das war natürlich Wunschdenken, eine Formulierung, die einfach nicht der Wirklichkeit entsprach. Sie kursierte zwar in verschiedenen Artikeln – auch ich hatte sie mal zitiert –, aber natürlich stimmte sie nicht. Aber daß es irgendwelche antifaschistischen Reserven unter den Deutschen gibt, das wurde immer angenommen.

Im Westen werden gerne hämische Bemerkungen darüber gemacht, daß die Sowjetbürger, die sowjetische Propaganda die Hitlerclique und das deutsche Volk so scharf voneinander trennten, obwohl das deutsche Volk eigentlich der Hitlerclique folgte. Aber wenn ich daran zurückdenke, muß ich annehmen, daß diese Politik, dieser scharfe Trennungsstrich notwendig war. Auch in der schlimmsten Zeit des Krieges. Denn die Hitlerclique war von unserem Standpunkt aus zur Vernichtung verurteilt, mußte vernichtet und ausgerottet werden – und mit dem deutschen Volk mußte man weiter leben. Wie das deutsche Volk auch war oder nicht war, man hatte in der Perspektive weiter mit ihm zu leben, mit ihm als Nachbar. Darum war diese Politik richtig, auch wenn sich vieles dann in der Realität als viel komplizierter erwies, als wir angenommen hatten.

In dem berühmten Befehl Nummer 55 des Volkskommissariats für Verteidigung im Februar '42 hieß es, daß die Hitlerclique und das deutsche Volk nicht identisch sind. „Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk aber, der deutsche Staat bleibt." Diese Formulierung hat sich Millionen Sowjetmenschen eingeprägt.

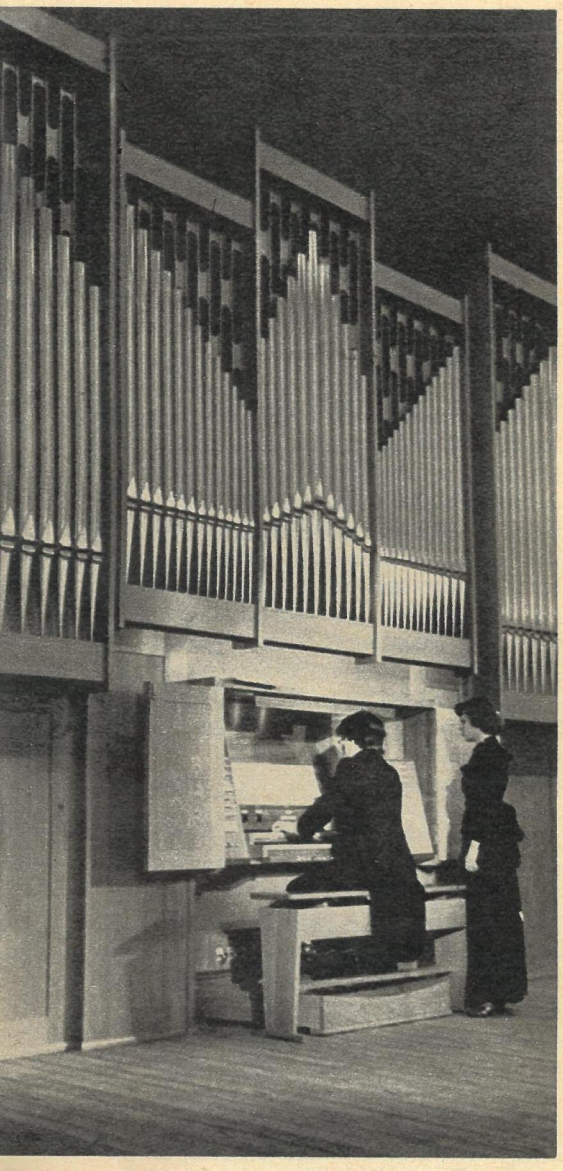
So ist auch ein „Prawda"-Artikel zu verstehen, der in den letzten Kriegsmonaten, im Frühling 1945, gedruckt wurde: „Genosse Ehrenburg vereinfacht". Die Veröffentlichung hatte großes Aufsehen erregt. Gerade am darauffolgenden Tag besuchte ich Becher. Er hatte so eine Art, die Fragen scharf und direkt zu stellen: Vielleicht wollte er auf diese Weise den Gesprächspartner provozieren, um eine ehrliche Antwort zu bekommen. Er fragte: „Also, was sagen sie dazu?" „Genosse Becher", sagte ich, „ich glaube... ich reagiere etwas widerspruchsvoll auf diesen Artikel. Ich verstehe, daß er richtig ist, andererseits tut es mir leid, daß Ehrenburg nach seiner sehr großen Arbeit so eine Abreibung, so eine Zurechtweisung erfährt, die eigentlich auch nicht nur ihm zukommt. Denn ähnliche Tendenzen waren auch bei anderen Autoren vorhanden. Vom Standpunkt meiner großen Achtung vor Ehrenburg bin ich betrübt, – aber prinzipiell bin ich für die Gedanken, die in diesem Artikel ausgesprochen werden."

Becher war nicht zufrieden mit dieser Antwort, wurde sogar etwas böse: „Aber wieso verstehen sie nicht, daß es sehr notwendig war! Ehrenburg hat behauptet „germanija nje budjet!" (Deutschland wird es nicht geben!) Becher konnte eigentlich kein Russisch. Irgendwie hatte er diesen Satz gefunden und gab ihn in fehlerhafter Aussprache wieder. „Wie konnte er so etwas schreiben? Sie können ein Siebzig-Millionen-Volk nicht physisch vernichten!" sagte er sehr mit Nachdruck und entwickelte diesen Gedanken, denn er meinte – bald kommt die Sowjetarmee und das sowjetische Volk mit dem deutschen Volk stärker in Berührung. Man muß die Leute umerziehen, mit den Leuten arbeiten. Die faschistische Ideologie muß ausgerottet werden, aber mit Überzeugung. Und dieser Ton, den Ehrenburg gebraucht hat, kann heute nicht nützen. So ein Verweis seitens des Zentralkomitees war notwendig, obwohl das für Ehrenburg vielleicht unangenehm ist. Aber nicht davon darf man ausgehen, sondern davon, daß der Krieg bald wirklich zu Ende ist und sich die Beziehungen unserer Völker neu gestalten werden.

Der Artikel war wirklich angebracht, denn mit Polemik allein konnte man nicht auskommen, wenn schon diese neue Phase in den Beziehungen unserer Völker bald eintreten sollte. Und ich erfuhr später von meinen Freunden, die als Kulturoffiziere arbeiteten, wie sich die sowjetischen Genossen darum kümmerten, sich bemühten, über die deutschen Antifaschisten hinaus viele anständige Menschen, die es in Deutschland gab, und auch solche, die Hitler gefolgt waren, an die gemeinsame Arbeit der demokratischen Erneuerung heranzuziehen. Heute ist es offensichtlich, welche Früchte diese Arbeit getragen hat.

Ende

Foto: Privat



Manchen Abend nach vielstündiger, kräftezehrender Arbeit vor dem Prospekt der werdenden Orgel stand ich am Steilufer der Wolga und schaute weit hinüber zum „Wiesenufer“, wo hinter dem Deich des Stausees die ersten Dörfer der unendlichen Ebene gerade noch zu erkennen waren. Erinnerung an Uljanowsk.

Was brachte uns zu diesem von unserer Lausitzer Heimat so entfernten Ort? Mit einem – kühn ausgesponnenen – Satz gesagt: der Wunsch der Sowjetbehörden, die verschiedenen Regionen der UdSSR allmählich auch zu „Orgellandschaften“ zu machen … Ausgerechnet die musikfreudige Sowjetunion sah sich anfangs in der Lage, daß ihren meisten Bewohnern die „Königin der Instrumente“ unbekannt war; mit Ausnahme der baltischen Republiken fehlte in weiten Gebieten die entsprechende geistig-kulturelle Tradition.

Schon seit Jahrzehnten setzen Parteikomitees, Stadtverwaltungen, Rektorate ihren Ehrgeiz daran und sparen nicht mit Finanzmitteln, diese Lücke zu schließen. Der Orgelbauer spürt das Echo, die Begeisterung der Menschen, für die ein solches Geschenk bestimmt ist. Da schützt kein abweisendes Schild „Nicht stören!“.

Im leeren, totenstillen Saal der Uljanowsker Philharmonie hocke ich über den Tasten und ringe um die innere Stimmung, die ich einem Register von sechsundfünfzig Pfeifen vermitteln will. Es ist die immer wieder erregende Probe aufs errechnete Exempel. In der Werkstatt wurden die einzelnen Pfeifenkörper nach Weite und Länge mensuriert, das heißt entworfen, und nun soll der „erdachte“ Klang in die Wirklichkeit treten … Da – das Klappen einer Tür und Schritte eines Mannes, der sich bemüht, auf schweren Sohlen leise zu gehen. Ein Offiziersschüler bezieht Zuschauerposten. Das Ende vom Lied: eine Privatstunde. Ich zeigte die „Tontraktur“, die Wippen, Winkel und Wellenbretter, die nach Art der alten Meister die Hand des Spielenden mit dem Pfeifenventil verbinden, wies den Weg des „Windes“ vom Motor bis zum „Labium“, dem Lippenpaar der Pfeife, und erläuterte die elektronische Programmierung von Registergruppen. Keine Überraschung mehr, daß dann zum Eröffnungskonzert mehrere Sitzreihen von jungen Männern in den Uniformen der Sowjetarmee sowie unserer Nationalen Volksarmee besetzt waren.

Die mehr als dreißig Register umfassende, hochmoderne Konzertorgel von Uljanowsk, der ein Gremium gestrenger Prüfer das Prädikat „Sehr gut“ zuerkannte, bleibt für immer ein Kind der „Eule-Familie“. Briefe des jungen Organisten Alexander Titow informieren über ihr Befinden, über Konzertprogramme und Solisten. Sogar einige Offiziersschüler greifen noch zur Feder.

Inzwischen erscheint ein neuer Ortsname in den Reisepässen unserer Mitarbeiter … Nach den Orgeln für Baku, Taschkent und Kasan, der Generalreparatur des klingenden Wunderwerks im Dom zu Riga meldet jetzt Tscheljabinsk, das Industriezentrum des südlichen Ural, seine Ansprüche an. Der Auftrag für die dortige Philharmonie ist deshalb besonders reizvoll, weil die Orgel in einem alten Kuppelbau stehen wird, dessen akustische Qualität unserem Instrument volle Klangentfaltung verspricht.

Was Uljanowsk betrifft, so hat die Ehrenurkunde des Sowjets der Volksdeputierten aus der Stadt Lenins bei uns einen Ehrenplatz; mein schönstes Andenken aber ist die Erinnerung an die Gesichter der Zuhörer, die ihr erstes Orgelkonzert erleben – eine Würdigung unserer Arbeit, wie sie sich bewegender nicht denken läßt.

Arndt Wählt

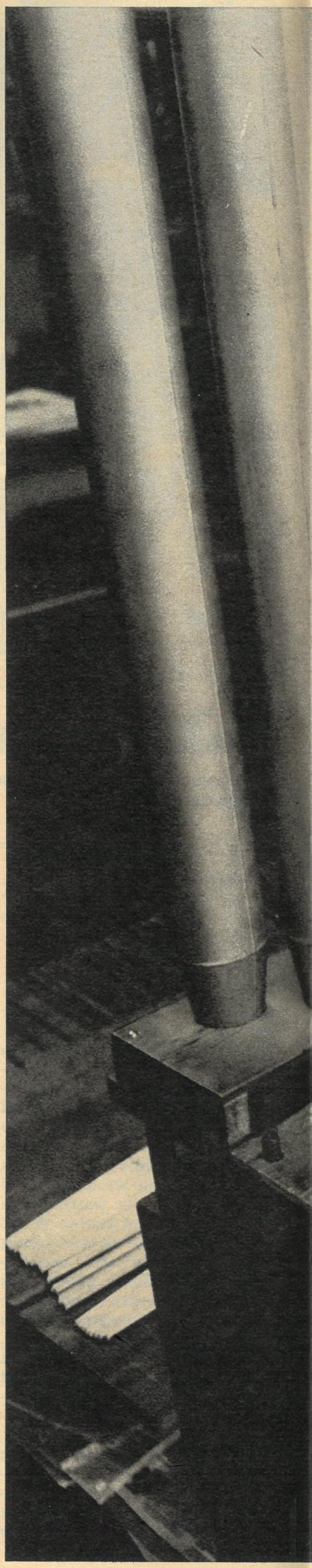
Arndt Wählt, Jahrgang 1942 – Facharbeiterausbildung zunächst als Werkzeugmacher, danach Orgelbauer – Leitung technischer Montagen, Intonateur, 1980 Meisterprüfung, seit 1984 Chefintonateur. Bild rechts: Studie in der Werkstatt mit einer Auswahl zur Vorintonation auf der „Intonierbank“ bereitstehender Pfeifen. Links: Uljanowsker Organisten-Ehepaar vor dem in Bautzen angefertigten Instrument, einer neuzeitlichen Konzertorgel.

Erlebnisse von der Baustelle (5)

An wichtigen Vorhaben in der Sowjetunion wirken sie mit: Facharbeiter, Ingenieure aus Betrieben der DDR. Große Werte sind ihnen anvertraut, erfüllte Verträge ihr Stolz. Doch das Wertvollste gewinnen sie für sich selber – das Erlebnis des Bruderbundes in seiner unmittelbarsten Form. Das ist es wert, daß man nach Jahren noch davon erzählt.

VEB Eule Orgelbau Bautzen – gegründet 1872 als Handwerksbetrieb, jetzt mit 45 Betriebsangehörigen ein leistungsstarkes Exportunternehmen – Neubau von Orgeln in allen Bezirken der DDR, in der BRD, den skandinavischen Ländern und in verschiedenen Städten der Sowjetunion, Restaurierung historischer Orgelwerke im In- und Ausland – zur Zeit Bau einer neuen Orgel in der Französischen Friedrichstadtkirche, Berlin; vorbereitet werden als nächste größere Vorhaben die Ausstattung der Warschauer Kathedralkirche St. Johannis mit einem Instrument von sechzig Registern sowie in etwa gleichem Umfang ein Orgelneubau in das berühmte Casparini-Gehäuse der Peterskirche zu Görlitz (Eugen Casparini, um 1700 einer der fähigsten Orgelbauer vor dem Wirken Gottfried Silbermanns, 1683–1753).

Porträtfoto: Detlef Christel



Prädikat „Sehr gut"

FEUILLETON☆Literaturpreisausschreiben

Leningrad verteidigt sich

FRAGE 1 ▶

Im Frühjahr 1985 waren die sowjetischen Schriftsteller Daniil Granin und Ales Adamowitsch zu Gast in der DDR. Sie stellten ihr gerade erschienenes Buch vor, das zu den erschütterndsten Dokumenten des zweiten Weltkrieges gehört. In ihm haben die Autoren Tagebuchaufzeichnungen zusammengetragen und kommentiert, die tapfere Leningrader in den 900 Tagen mörderischer Umzingelung ihrer Stadt durch die Faschisten niedergeschrieben hatten. Sie zeugen vom Leid und vom Widerstand sowjetischer Menschen.

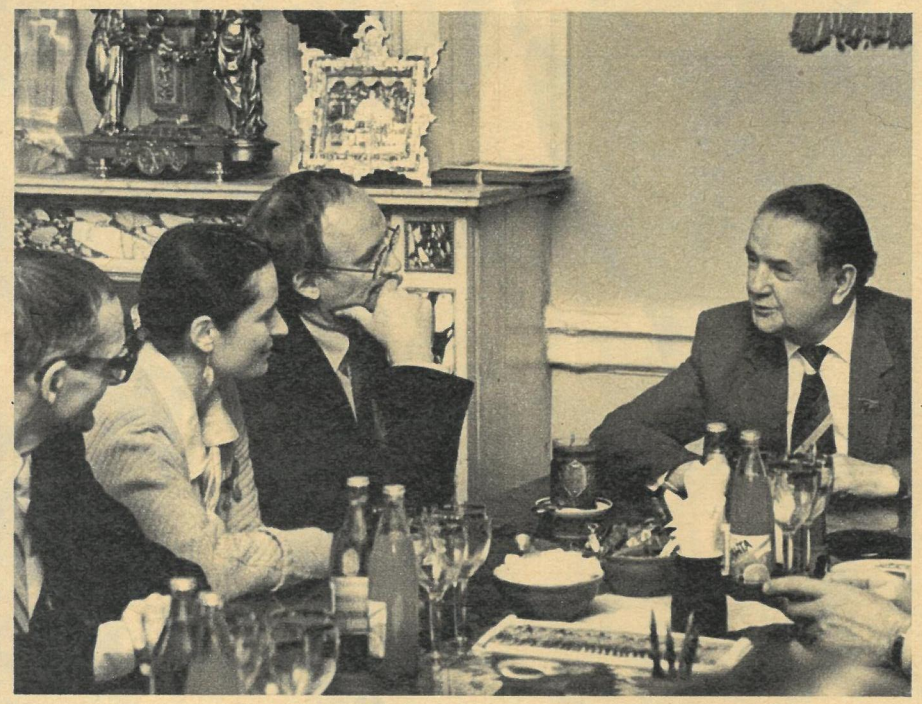
Welchen Namen trägt dieses Buch?

Sergej Gerassimow im Film „Lew Tolstoi"

FRAGE 3 ▲

Einer der ganz großen Dichter der Weltliteratur ist der Russe Lew Tolstoi (1828–1910), berühmt geworden durch den Roman „Anna Karenina" und das monumentale Epos „Krieg und Frieden". Besonders diese Werke waren des öfteren Gegenstand von Verfilmungen. Neuerdings drehte der sowjetische Regisseur Sergej Gerassimow einen eindrucksvollen biographischen Film über Tolstoi, dessen Gestalt der Regisseur selbst verkörperte. Der Film schildert die letzten Wochen und Stunden eines widerspruchsvollen, schöpferisch überaus reichen Dichterlebens.

Wie heißt der Ort, wo Tolstoi hauptsächlich lebte und wo er begraben wurde?



Georgi Markow (rechts) im Gespräch mit Hermann Kant (2. v. r.)

FRAGE 2 ◀

Ende des vergangenen Jahres erschien im Verlag Volk und Welt Berlin ein neues Buch des sowjetischen Schriftstellers Georgi Markow, der Roman „Aufbruch", in dem das Wirken eines jungen energischen Ingenieurs beschrieben wird, der als 1. Sekretär eines Gebietsparteikomitees arbeitet. Wie auch in seinen früheren Romanen „Salz der Erde" oder „Die Strogows" hat dieses neue Markow-Buch hauptsächlich jenes riesige Territorium zum Schauplatz, dessen gewaltige Rohstoff- und Industriebasis von so großer Bedeutung für die UdSSR ist.

Nennen Sie den Namen dieses riesigen Landesteils der UdSSR.

Für die durch das Los ermittelten Gewinner stellen das sowjetische Außenhandelsunternehmen Meshdunarodnaja Kniga Moskau, der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und der Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel die Preise zur Verfügung.
Die Preisverteilung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges. Jeder Gewinner wird vom LKG im Dezember 1985 schriftlich benachrichtigt. Im Januar werden die Liste der Gewinner und die richtigen Lösungen in der FREIEN WELT veröffentlicht. Schreiben Sie, numeriert von 1 bis 7, die Antworten in Blockschrift untereinander auf die Rückseite einer P o s t k a r t e (keine Ansichtskarte und kein Brief), und schicken Sie diese an

LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel
7010 Leipzig, PF 520
Kennwort: Preisausschreiben

Letzter möglicher Poststempel: 30. November 1985

1. Preis	1 Reise für 2 Personen in die Sowjetunion
2. Preis	1000,– M
3. Preis	750,– M
4. Preis	500,– M
5. Preis	300,– M
Außerdem	135 Gutscheine für Bücher nach Wahl
	5 im Wert von je 200,– M
	10 im Wert von je 100,– M
	20 im Wert von je 50,– M
	100 im Wert von je 30,– M

Am Baikalsee

FRAGE 7 ▶

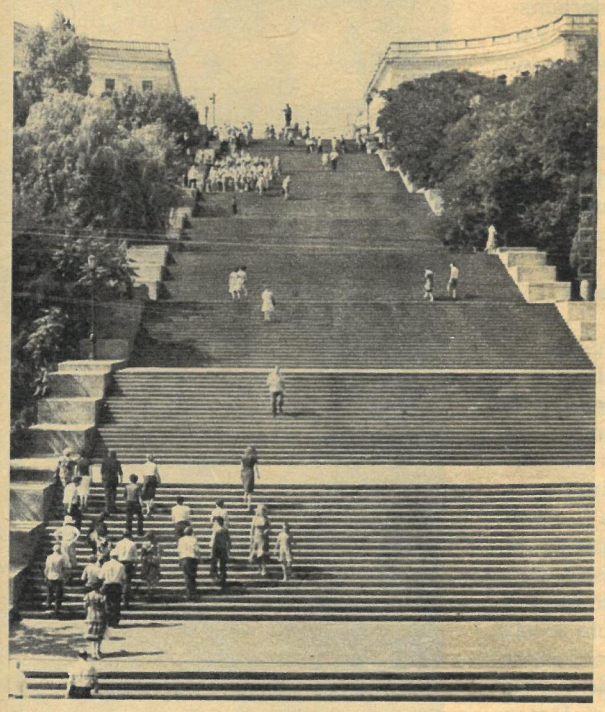
In einem sibirischen Dorf, das später einem großen Stausee weichen mußte, ist er geboren. Das Schicksal dieses Dorfes hat er in seinem Roman „Abschied von Matjora" mit künstlerischer Kraft literarisch gestaltet. Mit Erzählungen wie „Geld für Maria" oder „Leb und vergiß nicht" gelang es ihm, starke sibirische Charaktere zu zeichnen. Auch als gedankenreicher Essayist mit Porträts des Baikalsees und der Stadt, in der er jetzt lebt, ist er hervorgetreten. In diesem Jahr erschien ein Band neuer Erzählungen von ihm, in denen er sich vornehmlich mit dem eigenen Ich beschäftigt.

Wie heißt der Schriftsteller und wo lebt er?

Wer weiß Bescheid?

Das Literaturpreisausschreiben anläßlich der Tage des sowjetischen Buches vom 24. bis 31. Oktober 1985

Haben Sie schon den letzten Roman von Aitmatow gelesen? Oder die neuesten Erzählungen Rasputins? Wie steht es mit Ihren Kenntnissen über Leben und Werk des großen Lew Tolstoi? Was wissen Sie über russische oder sowjetische Literatur? Sie können Ihre Kenntnisse überprüfen, wenn Sie sich an unserem diesjährigen Literaturpreisausschreiben WER WEISS BESCHEID? beteiligen. Die zwölfte Ausgabe unseres schon zur Tradition gewordenen Wissenswettbewerbs knüpft an aktuelle Bucheditionen an, so daß Sie Ihre neuesten Leseerlebnisse vergleichen können.
Lesen Sie! Prüfen Sie Ihr Gedächtnis! Lassen Sie sich Lektüretips geben! Machen Sie mit! Gewinnen Sie bei WER WEISS BESCHEID zu den Tagen des sowjetischen Buches im Oktober 1985!



Die weltberühmte Treppe zum Hafen von Odessa

FRAGE 4 ▼

Valentin Katajew, einer der wenigen noch lebenden Altmeister der Sowjetliteratur, wurde in diesem Jahr 88 Jahre alt. In den meist autobiographischen Büchern der letzten zwanzig Jahre beschreibt er vielfach seine Heimatstadt Odessa, in der er prägende Eindrücke und bedeutungsvolle Begegnungen mit zeitgenössischen Schriftstellern hatte. Zwei Romane Katajews aus den ersten Nachkriegsjahren sind besonders in Erinnerung geblieben. Das eine handelt von den Abenteuern zweier Jungen während der revolutionären Ereignisse des Jahres 1905 in Odessa. Das andere vom Widerstand der Partisanen während des Großen Vaterländischen Krieges im Höhlenlabyrinth der Heimatstadt Katajews.

Nennen Sie die Titel dieser beiden berühmten Jugendbücher?

Konstantin Simonow (links) und der Autor der „Erinnerungen und Gedanken"

FRAGE 5 ▼

Als Stellvertreter des Obersten Befehlshabers und Oberbefehlshaber verschiedener Fronten hatte er hervorragenden Anteil an der militärischen Zerschlagung des Faschismus. Am 8. Mai 1945 nahm er als Vertreter der UdSSR in Berlin-Karlshorst die bedingungslose Kapitulation Hitler-Deutschlands entgegen. In seinem autobiographischen Bericht „Erinnerungen und Gedanken", der im Militärverlag der DDR sieben Auflagen erlebte, schildert er den opferreichen Weg der Roten Armee bis nach Berlin.

Wie heißt der Autor dieses Buches?

Aitmatows Romanheld in einer Theaterfassung des Leipziger Schauspielhauses

FRAGE 6 ▲

Die multinationale sowjetische Literatur, eine in ihren Themen und Stoffen außerordentlich vielfältige Literatur gleichberechtigter Völker, begann ihren Weg in den schweren Jahren des Bürgerkrieges. In ihr spiegelt sich sowjetische Geschichte und Gegenwart wider. Sie brachte und bringt bedeutende Schriftsteller und Dichter hervor. Eine der herausragenden Gestalten dieser Literatur ist der Kirgise Tschingis Aitmatow, der in seinem bisher letzten Romanwerk „Der Tag zieht den Jahrhundertweg" Fragen der Menschheit von existentieller Bedeutung aufwirft.

Wie lautet der Name des Romanhelden?

Fotos: APN, ADN, H. Wallmüller, B. Wurlitzer, V. Billeb, V. Kusin

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus. Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der fünfunddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Kurt Sanderling

Nach den letzten, den verhalten in die Stille eingehenden Klängen von Mahlers 9. Sinfonie läßt der hochgewachsene Mann im Frack die Hände sinken.

Vollbracht! Allmählich, unterm aufbrandenden Applaus, schwindet die Spannung aus seinen Zügen. Ein leichtes Lächeln, als er sich verneigt. Wirkt er mehr erschöpft, mehr beglückt nach diesem Konzert, der Dirigent Kurt Sanderling? Erschöpft von seiner Hingabe an die innig geliebte, die komplizierteste der Mahlerschen Tonschöpfungen? Beglückt über den an diesem Abend im Berliner Schauspielhaus wieder einmal zum Erlebnis gewordenen Einklang mit „seinem", dem Berliner Sinfonie-Orchester?

Ältere Orchestermitglieder wissen, was das BSO ihm verdankt. Noch recht jung, war es im Jahre 1960 seiner künstlerischen Leitung anvertraut worden. Der damals Achtundvierzigjährige brachte reichen Erfahrungsschatz von der Leningrader Philharmonie mit. Die Leningrader hatten ihm den Abschied nicht leicht gemacht…

Wie es dazu gekommen war, daß er, geboren unweit der Masurischen Seen, nahezu zwanzig Jahre mit dem berühmtesten Klangkörper der Sowjetunion hatte arbeiten können, ich erfahre es genauer in Familie Sanderlings Heim. Es liegt im Berliner Norden, nahe der Schönholzer Heide. Wir sitzen, wo Instrumente darauf warten, daß man sich ihrer bediene: an der Wand ein Cello, Kontrabaß neben dem Flügel. Im harten Kontrast zur Atmosphäre, die uns umgibt, stehen die Erlebnisse, die von dem 72jährigen aus dem Gedächtnis hervorgeholt werden.

Berlin – es war weitaus früher schon einmal die Stadt, in der er eine Perspektive zu finden gehofft hatte. Über Königsberg war er als Gymnasiast an die Spree gekommen. Es war das Berlin, in dem der Sechzehnjährige neidvoll aufblikken konnte zu Kleiber und Klemperer, zu Bruno Walter und Wilhelm Furtwängler. Und es war für ihn die Zeit, in der er die Groschen zusammensuchte, um im Antiquariat Partituren vom vergötterten Gustav Mahler zu erwerben.

Nach dem Abitur, im krisengeschüttelten Jahr 1931, hatte der hoffnungsvolle junge Sanderling Glück: Er fand ein Engagement als Korrepetitor an Berlins Städtischer Oper. Für zwei Jahre, dann führten die antisemitischen Verdikte der faschistischen Machthaber zu seiner Entlassung.

Ein unvergleich größeres, ein, wie sich bald erwies, lebensrettendes Glück für ihn: daß sein als Ingenieur in der sowjetischen Hauptstadt lebender Onkel ihn zu dem Versuch einladen konnte, gleichfalls in Moskau Fuß zu fassen. Beim Moskauer Rundfunk wurde er als Korrepetitor angenommen.

Ein Jahr nur, und es ergab sich die Chance zum ersten eigenen öffentlichen Konzert. Bedeutsamer Tag, der 12. Januar 1937! Mit dem Erfolg war der Einstieg in die Dirigentenlaufbahn gegeben.

Vier Jahre später – wiederum am 12. Januar – die erste Berührung mit den Leningrader Philharmonikern! Es wurde eine Liebe auf den ersten Blick – beiderseits. Die Freude darüber ist zu spüren, wann immer Kurt Sanderling darauf zu sprechen kommt. Doch zwischen dem ersten Gastdirigat und der festen Bindung an dieses Orchester klafft ein neuerlicher Riß: Der Überfall des faschistischen Deutschland auf die neue Heimat. Die Nachricht erreichte ihn im Leningrader Funkhaus bei der Probe mit dem Rundfunk-Sinfonieorchester – das Menuett im 3. Satz von Beethovens 8. Sinfonie.

Aller Schrecken, dem er entkommen war, rückte drohend nah. Auf schnellstem Weg fährt er nach Moskau! Hernach mit einem der Evakuierungszüge in Richtung Kasachstan. Während der beschwerlichen Fahrt läßt er die vier Brahms-Sinfonien und Mahlers „Lied von der Erde" nie aus dem Auge.

Angekommen in Kasachstans überfüllter Hauptstadt, scheint alles ungewiß. Keine Ahnung hat der Umherreisende davon, daß aus Moskau auch einer hier ist, der ihm geben kann und will, was er braucht: eine Aufgabe. In höchster Not ergibt sich die rettende Begegnung. Er erfährt, daß die Leningrader Philharmoniker ihn in Nowosibirsk, dem Evakuierungsort, erwarten.

Das Jahr '41 geht dem Ende zu, als er endlich ankommt. Ich gewinne den Eindruck, nie zuvor und nie wieder danach hat Musik dermaßend erlösend auf den Menschen gewirkt, der mich in sein Leben Einblick nehmen läßt, wie an jenem Dezembervormittag, als er, nach vielen aufreibenden Wochen, den Probensaal betretend, vom C-Dur der Mozartschen Jupitersinfonie umfangen wird. Am Pult Jewgeni Mrawinski, der sich von Stund an bis ins Jahr 1960 mit Kurt Sanderling die Arbeit teilt.

Der Erzählfluß stockt. Der Aufmerksamkeit meines Gesprächspartners ist nicht entgangen, wie ich hineingezogen wurde in seine Erinnerungen. Den Eindruck des Außergewöhnlichen, er will ihn verwischen. Jeder in diesem Jahrhundert, alt geworden wie er, habe auf diese oder jene Weise schwerwiegende Erfahrungen machen müssen.

Gewiß, auf diese Weise oder jene…

Professor Sanderlings eigener Schluß: Letztlich sei doch alles, was er erlebt habe, eingegangen in die künstlerische Entwicklung.

Freude wird spürbar, als wir auf die erste Konzertsaison im neuen Berliner Schauspielhaus zu sprechen kommen. Überwiegend vom Berliner Sinfonie-Orchester wurde das Programm bestritten. Ein Leistungsvermögen, das nicht zuletzt der Ära Sanderling zu verdanken ist. Siebzehn Jahre wurde das Orchester durch ihn geprägt. Unter seiner Leitung erwarb es internationalen Ruf, wurde das Berliner Publikum erstmalig bekannt mit so manchem Werk von Prokofjew und Schostakowitsch, von Béla Bartók und Strawinsky. Es gab eine Zeit, da wurde ihm vorgeworfen, daß er nicht willens war, sich jedwedem neuen Werk zu verschreiben. Aber in der Kunst ist das nun mal nicht möglich. Wie einleuchtend das Bekenntnis, er müsse ein Werk lieben, um es geistig durchdringend ganz und gar ergreifen zu können.

Seit Sanderling vor acht Jahren „sein" BSO einem Jüngeren übergab, erwarten viele Orchester von Weltruf ihn immer wieder als Gastdirigenten.

Nachzutragen: Als Kurt Sanderling im Frühjahr 1945 erneut ins Leningrader Funkhaus gerufen wurde, setzte er die Probe der 8. Sinfonie von Beethoven da fort, wo er sie fast vier Jahre zuvor hatte abbrechen müssen. Viele der Alten konnte er nicht mehr wiedersehen…

Regina Reichelt (Text)
Peter Meißner (Foto)

Ljudmila Petruschewskaja, Jahrgang 1938, spürt in ihren eigenwilligen Geschichten individuellem Verhalten, den Beziehungen von Menschen bis in die tiefsten Verästelungen nach. Die Moskauerin schreibt seit 1968: Erzählungen, Theaterstücke, Satiren, Märchen – vor allem humorvolle – für Kinder. In der DDR machten bisher Schwerin, Rudolstadt und Halle mit Theaterstükken von ihr bekannt. „Netze und Fallen", 1972 entstanden, entnahmen wir der Novitätenkassette II, mit der „Volk und Welt" demnächst sieben Autoren der jüngeren Schriftstellergeneration vorstellen wird. Aus dem Russischen von Renate Landa.

Folgendes widerfuhr mir, als ich zwanzig war.

Eigentlich spielen meine zwanzig Jahre dabei keine Rolle, ich hätte genauso gut siebzehn oder dreißig sein können; wichtig ist, daß ich zum erstenmal in solch einer Situation war. In solch eine Situation geriet ich nie wieder; man kann sagen, daß ich instinktiv die Möglichkeit spürte, erneut in die gleiche Rolle zu verfallen und sofort den ausgelegten Netzen auswich und entging. Übrigens gab es niemals ausgelegte Netze, niemand hatte es je darauf abgesehen – auch nicht bei jenem ersten und einzigen Mal –, mich in irgendwelche Netze zu treiben; ehrlich gesagt, gab es von keiner Seite böse Absichten und Fallen, weder beim ersten Mal noch bei den folgenden Malen, es gab nicht einmal ein einfaches, minimales Interesse an meiner Person; ich war in dieser Situation nur als Frau meines Mannes von Interesse und Nutzen, sonst nicht.

Also, es gab überhaupt keine ausgelegten Netze in jenem Moment, als mein Mann, angehender Aspirant, sich noch an seinem Arbeitsplatz aufhielt, während ich, seine Frau, in anderen Umständen befindlich, zu seiner Mutter in eine andere Stadt fuhr. Bald sollte mein Mann nachkommen, um am neuen Ort alles für mich einzurichten, mit mir zum Standesamt zu gehen, endlich unsere Hochzeit zu feiern, die Aspiranturprüfungen abzulegen und ein neues Leben zu beginnen.

Somit war die nächste Zukunft klar und wolkenlos, alles übrige mußte sich im weiteren finden, und so kam es auch.

Die Lage, in der ich mich befand, war ganz einfach, klar und sauber, das heißt, sie wäre einfach, klar und sauber gewesen, wenn ich ein Dokument in den Händen gehabt hätte, das mich als Georgis Frau auswies. Alles übrige war normal: Ich bin Georgis Frau und fahre vorerst allein zu seiner Mutter, um dort zu entbinden, denn er kann sich noch nicht freimachen; er möchte, daß ich das Kind in seinem Haus zur Welt bringe, denn ein Kind muß in einer ruhigen Umgebung geboren werden, nicht aber in der Atmosphäre jener Bude, in der ich mit Georgi lebte. Ich hätte zur Entbindung freilich auch zu meinen Eltern fahren können, die sehr weit weg lebten; aber ich wollte mein Schicksal so eng wie möglich mit dem Schicksal Georgis, seiner Familie, seiner Mutter verbinden, die ich noch nie gesehen hatte und die von meiner Existenz nur aus den Briefen ihres Sohnes wußte. Somit sah alles ganz normal aus, wenn man außer Betracht läßt, daß ich noch nicht Georgis Frau war. Und ich war es nicht aus dem einfachen Grund, weil Georgi noch verheiratet war und ein fünfjähriges Kind hatte, und seine erste Frau lebte ausgerechnet in der Stadt, in der auch seine Mutter lebte und in der er selbst einen Großteil seines Lebens verbracht hatte. Georgi war mit seiner Frau schon lange auseinander, und das war nicht einfach das Resultat einer lang dauernden Trennung, wie sie entsteht, wenn der Ehemann in der einen Stadt arbeitet und die Frau mit dem Kind in einer anderen lebt, die Bindungen sich allmählich lockern, die Ehepartner sich entfremden und einander nicht mehr besuchen, obwohl es keine direkten Gründe für eine formelle Scheidung, noch für eine grundsätzliche Aussprache gibt. In Georgis Fall war alles weitaus überzeugender, sie hatten sich getrennt, als sie noch in derselben Stadt lebten, Georgis Frau war zu ihren Eltern gezogen und hatte das Kind mitgenommen, und Georgi war kurz darauf zum Absolventeneinsatz in eine andere Stadt gefahren, in die auch ich aus dem Fernen Osten kam, und nun zahlte er seiner Frau Alimente für den Sohn.

Da haben Sie die Geschichte meiner Bekanntschaft mit Georgi und zugleich die Geschichte, warum ich drei Jahre nach Beginn meines Studiums im heißen Sommer zur Mutter meines Mannes in die fremde Stadt fuhr, mit Koffer, Regenmantel und Tasche, in der ein Brief Georgis an seine Mutter lag.

Um die Wahrheit zu sagen, Georgi war nicht gerade sehr erfreut, daß ich zur Entbindung zu seiner Mutter fuhr. Aber ich konnte mich durchsetzen, genauer, ich tat einfach alles nach meinem Kopf, denn ich hatte meinem Zustand innewohnende Ängste: Wenn ich in den Fernen Osten zu meinen Eltern fahre, Georgi aber seine Aspirantur antritt, können wir nicht so bald nachkommen und ein Familienleben führen. Im Fernen Osten bin ich gut versorgt, mein Kind erhält eine ausgezeichnete Pflege, ich gehe bald arbeiten oder studiere, und mein ganzes Leben gestaltet sich so, daß sich alles auch ohne Georgi regelt. Eben das fürchtete ich am meisten: Ruhe und Versorgtheit ohne Georgi. Ich zog Unversorgtheit und eine ungesicherte Existenz ohne Georgi vor, weil ich seinen gewissenhaften und lauteren Charakter kannte, der ihm nicht erlaubte, mich mit dem Kind in ungesicherter Lage zu lassen. Ich wußte, daß er mir in solch einer Situation, sollte sie sich einstellen, zu Hilfe kommen würde. Er würde kommen und alles Nötige regeln.

Der Unversorgtheit mußte automatisch das Streben nach Versorgtheit zur Folge haben, während eine wie immer geartete Versorgtheit – im Fernen Osten bei meiner Mutter oder in der Stadt, wo ich mit Georgi lebte und wo ich notfalls um einen Platz im Studentenheim bitten konnte, während solch eine Versorgtheit eine Verzögerung der wirklichen Versorgtheit zur Folge hätte, denn Georgi wäre von Anfang an jeder Sorge um mich und das Kind enthoben, und er würde leichten Herzens das neue Leben im Institut beginnen, und ihn dann zu irgend etwas zu zwingen – die Scheidung einzureichen und mich mit dem Kind zu sich zu nehmen – wäre praktisch unmöglich.

Doch meine bisherigen Ausführungen erklären keineswegs den damaligen Zustand blinder Begeisterung, mit dem ich mich in die Umarmung einer fremden Familie stürzte, nämlich der Mutter Georgis, Nina Nikolajewnas. Sie wohnte in einem großen, alten, komfortablen Haus, und welche Wonne empfand ich, nach der staubigen sommerlichen Straße ins Badezimmer zu gehen, wo ein altertümliches Porzellanbecken mit blauem Muster und einem Sprung war und eine Wanne, durch deren Emaille schon das Gußeisen schimmerte.

Nichtdestoweniger verlief unsere erste Begegnung ohne übermäßigen Enthusiasmus. Es sei gesagt, daß Nina Nikolajewna ihre Zweifel nicht verhehlte. Sie las aufmerksam den Brief, während ich in der Diele stand, bereit und entschlossen, bei der geringsten Kleinigkeit zu gehen. Den Koffer hatte ich in der Gepäckaufbewahrung gelassen, außerdem hatte ich den halben Tag (ich war am Morgen angekommen) damit zugebracht, in der Nähe des Bahnhofs eine Übernachtungsmöglichkeit zu suchen.

Es sei gesagt, daß ich damit rechnete, in Georgis Haus nicht gerade erwartet zu werden. Ich war in dieser Hinsicht auf alles gefaßt, weil Georgi, der zehn Jahre älter war als ich und vieles im Leben gesehen hatte, mir die Gegebenheiten seines Hauses und seine Mutter genau beschrieben hatte. Er sagte mir, daß alles von mir abhängen werde, ausschließlich von mir, davon, wie klug und selbständig ich mich zeigen würde, jawohl, selbständig. Er wiederholte dieses Wort in allen Tonarten und erklärte mir seine Bedeutung: Selbständig ist, wer für sich selbst einsteht, sich auf keinen stützt, von keinem etwas verlangt. Nur solch ein Mensch, belehrte mich Georgi, könne bei seiner Mutter auf Erfolg rechnen, nur solch einer, nicht aber ein schwacher, der sich über jedwedes Mitgefühl freue, der bereit sei, nachzugeben, zu helfen, um seine Güte und Rechtschaffenheit zu zeigen. Georgi belehrte mich darüber, weil ihm mein Bedürfnis mißfiel, es allen recht zu machen, allen zu gefallen, sofort und vorbehaltlos zu allen Vertrauen zu fassen; weil ihm mein Bestreben mißfiel, meine Seele jeder anderen mir entgegenkommenden Seele zu öffnen, um Verständnis zu finden. Georgi verlangte von mir mehr Härte und versteinerte innerlich, wenn ich den Versuch machte, in unserem Zimmerchen, das wir bewohnten, seit ich aus dem Wohnheim ausgezogen war, Gäste zu empfangen. Ihm mißfiel meine Dienstfertigkeit, meine Bereitwilligkeit, über jeden Spaß zu lachen und jedes Zeichen von Aufmerksamkeit für bare Münze zu nehmen, für den Wunsch nach Freundschaft und nur nach Freundschaft. Waren Georgis Freunde gegangen, so brachte er es fertig, tagelang nicht mit mir zu reden, aus Verdrossenheit, daß all seine Erziehung für die Katz war, daß aus mir nicht jener unbeugsame, selbständige Mensch wurde, der nur mit größter Würde auf grobe Scherze und oberflächliche Gespräche reagiert. Sogar darin, wie ich Georgis Schweigen aufnahm, wie ich weinte und um sein Wohlwollen warb, sogar darin spürte er eine deutliche Abweichung von der Norm, von der Verhaltensnorm eines stolzen, unabhängigen Menschen. „Sei doch wenigstens für eine Minute stolz", pflegte er schließlich zu sagen und verstummte wieder.

Im letzten Monat unseres gemeinsamen Lebens war mit Georgi überhaupt nichts mehr anzufangen; er verschwand ständig irgendwohin, sprach nicht von seinen Plänen, nicht einmal davon, wie er mit seinen Prüfungsvorbereitungen vorankam, als ob ich ihn ausfragen wollte, selbst über solch eine Bagatelle wie die Prüfungsvorbereitungen, als ob ich diese Einzelheiten brauchte. Allein, er hütete sie vor meinem Eindringen, als könnte ich nicht leben, ohne ihn mit Fragen zu bestürmen, wie er den Tag verbracht und was er alles erlebt hatte. Er hütete vor mir geflissentlich seine Hefte, Bücher, seine Schnellhefter, seine kleinen Einkäufe.

Zugleich aber setzte er sich mit größter Selbstverständlichkeit hin und schrieb seiner Mutter den Brief, als ich ihm sagte, ich wolle zur Entbindung zu ihr fahren, weil ich die Fahrt in den Fernen Osten nicht bezahlen könne. Er schrieb den Brief nicht nur, weil ich vor ihm auf den Knien rutschte, sondern, wie mir schien, auch deshalb, weil es für ihn selbst unerläßlich war, daß ich so schnell wie möglich wegfuhr, egal wie und wohin, wenn ich nur wegfuhr. In diesem Sinne war ich voreilig gewesen mit meinem Auf-den-Knien-Rutschen, meinem Flehen, denn auf diese Weise sei noch kein Mensch gezwungen worden, etwas zu tun, wie mir Georgi sagte, der sich wieder in Moralpredigten erging. Er tadelte mich, daß ich die Stimmung des Augenblicks nicht verstünde und nicht über meine Nasenspitze hinaussähe, daß ich ein Mensch ohne Selbständigkeit wäre und daß meine Fahrt zu seiner Mutter sowieso nichts bringen würde, eben weil ich kein selbständiger Mensch sei. Er hielt mir die übliche Lektion zu dem Thema, wie er mich gern gesehen hätte, und das war ein außerordentliches Ereignis, der Höhepunkt im letzten Monat, denn er hatte mich ja eigentlich kaum noch beachtet, hatte nur noch seine Innenwelt vor mir gehütet, mein Eindringen in sie so gut er konnte eingeschränkt und nach und nach die Grenzen des Sperrgebiets ausgedehnt, so daß ich fast die ganze Zeit in der Küche saß. Es war Sommer, ich aber saß immer nur in der Küche, denn ich wollte nicht den Moment verpassen, da Georgi zu den Prüfungen fuhr. Zu allem übrigen hätte er ja einfach den Schlüssel mitnehmen können, dann hätte ich zur Wirtin fahren müssen, die aber war mir nicht gerade wohlgesonnen, denn sie hatte meinen besonderen Umstand mitbekommen und sagte, sie habe das Zimmer einem alleinstehenden Ingenieur vermietet, und nun hause darin eine ganze Bande.

Ljudmila Petruschewskaja

Netze und Fallen

Also, Georgi hatte sich hingesetzt und den Brief geschrieben, und ich nahm das Blatt Papier, ohne ihm ein Wort zu sagen, und ging in meine Küche. Damit begann ich meinen Beschluß über eine grundlegende Umgestaltung unserer Beziehungen, über meine Selbsterziehung zum Stolz in die Tat umzusetzen. Also, ich nahm wortlos den Brief, wartete, bis Georgi gegangen war, packte still meine Sachen und fuhr weg, ohne ihm auch nur eine Nachricht zu hinterlassen.

Ich sann darüber nach, warum Georgi mich so widerspruchslos zu seiner Mutter fahren ließ, und kam zu keinem Ergebnis. Ich wußte, daß die Beziehungen zwischen ihm und seiner Mutter kompliziert waren, daß seine erste Frau vor allem mit seiner Mutter Probleme gehabt hatte, und dann erst mit ihm. Aber seltsamerweise schreckte mich das nicht, ich grübelte und grübelte darüber nach, bis ich es aufgab, und der Zug fuhr und fuhr, bis er mich nach vierundzwanzigstündiger Fahrt zum Bahnhof jener Stadt brachte, die Georgis Heimat war, wo seine rechtmäßige Frau mit dem Sohn lebte, wo das Haus stand, in dem er die Kindheit verlebt hatte, und so weiter – alle diese Betrachtungen hatten mich außerordentlich aufgewühlt, so daß ich nach der Ankunft noch etwas zögerte, mein Vorhaben zu verwirklichen, das heißt, mir ein Nachtlager zu suchen.

War also der Empfang, den mir Georgis Mutter bereitete, nicht allzu liebenswürdig, so hatte ich ja auch auf nichts gerechnet. Nina Nikolajewna las den Brief in der Diele, ließ mich nicht in die Wohnung. Ich sah eigentlich recht manierlich aus – ich hatte mich bei der Wirtin gewaschen, bei der ich ein Bett für die Nacht gemietet hatte. Dort hatte ich mir auch ein weißes Krägelchen an mein Kleid genäht, denn der Reiz einer Schwangeren besteht vor allem in Sauberkeit und Adrettheit, in dem besonderen Zauber der Hygiene, keineswegs aber in modischen Dingen. Als Nina Nikolajewna den Brief gelesen hatte, wurde sie nicht herzlicher, bat mich aber in die Wohnung.

Ihr Zimmer war riesengroß und etwas schummrig, hatte schöne alte Möbel und ein fast schwarzes Parkett. Ich gewann dieses Zimmer sofort von ganzem Herzen lieb, mein Inneres füllte sich mit unerklärlicher Begeisterung und dem heißen Wunsch, für immer hier zu leben.

Auf die Frage jedoch, wo ich abgestiegen sei, antwortete ich, bei Bekannten, und damit war alles geklärt. Auf die Frage, ob ich Geld hätte, antwortete ich, ja, das hätte ich, und ich sei nur gekommen, um sie kennenzulernen, da ich nun mal in der Stadt sei. Auf die Frage, warum ich in die Stadt gekommen sei, antwortete ich, ich wolle hier mit dem Kind auf Georgi warten. „Kommt das Kind bald?“ fragte Nina Nikolajewna, und ich antwortete, das könne ich nicht genau sagen, weil die Ärzte das eine behaupteten, ich aber etwas anderes wisse. Nina Nikolajewna fragte, was ich denn darüber wisse, und ich antwortete, man müsse von den Oktoberfeiertagen an rechnen. Dann fragte sie, ob das Kind von Georgi sei, und ich antwortete, ja, von ihm, und brach in Tränen aus.

Ich konnte dieses schreckliche Weinen nicht zurückhalten, das offenbar allen Kummer der letzten Monate einschloß, in denen ich nicht geweint, sondern auf Georgis Bemerkungen über meine Unselbständigkeit gelacht hatte. Dieses idiotische, grundlose Lachen hatte ihn übrigens am meisten aufgebracht, aber ich kam nicht dagegen an, das Lachen brach aus mir ebenso unwillkürlich heraus, wie ich unwillkürlich zu weinen anfing, als Nina Nikolajewna mich fragte, ob das Kind von Georgi sei.

Mein Weinen beeindruckte Nina Nikolajewna. Sie schien verstanden zu haben, mit wem sie es zu tun hatte, denn von da an behandelte sie mich so, daß all ihre Handlungen in mir ungeheure, mit nichts zu vergleichende Dankbarkeit und solches Glück auslösten, als wäre ich ins Elternhaus gekommen, nur mit dem Unterschied, daß ich nicht in mein Elternhaus wollte. Das eben war ja das Dilemma, daß es mich nirgendwohin sonst, in kein Haus der Welt, nicht mal in die Neubauwohnung, die Georgi und ich später erhielten, dermaßen zog, wie in das Haus zu Nina Nikolajewna, in dieses wunderschöne, liebenswerte Haus, wo nichts für mich vorbestimmt war, wo jedes Ding auf einem mir überlegenen Niveau zu existieren schien, edler und schöner war als ich und wo gleichzeitig all das so viel Glückserwartung für mich barg. Mit welcher Andacht betrachtete ich die Bilder in den schweren Rahmen, die wunderschönen Kissen auf dem Sofa, den Teppich auf dem Fußboden, die Tischuhr in der Ecke.

Darüber hinaus rührten mich sogar die vielen geschmacklosen Sächelchen, vierzig Jahre alte Schatullen und Schühchen, mit Muscheln beklebt, leere Parfümflakons. Ich hätte das alles gern liebevoll mit einem Lappen abgewischt und unter dem Spiegel aufgestellt. Später versuchte ich es auch zu tun, aber Nina Nikolajewna erstickte alle derartigen Versuche im Keim, ließ mich in ihrem Zimmer rein gar nichts anrühren.

Im Grunde war dieses Zimmer gar nicht so schön und auch gar nicht so sorgsam aufgeräumt. Doch der besondere Zauber des hier gelebten langen Lebens, der Zauber der dauerhaften alten Gegenstände teilte sich mir sofort mit, sprang mir in die Augen, so wie einem ewig Hungrigen eine Speise in die Augen springt und einem Landstreicher eine stille Zuflucht.

Ich wiederhole, keinerlei Netze waren ausgelegt, um mich zu fangen und zu vernichten. Mehr noch, ich selber ging blind drauflos, ohne jede Ahnung, daß irgendwann irgendwelche Netze für mich ausgelegt würden. Denn man kann doch nicht jene rührende Anteilnahme und mütterliche Gönnerschaft, die ich in Nina Nikolajewna spürte, für eine Falle halten! Ich habe mich falsch ausgedrückt: nicht mütterliche – sondern höhere Gönnerschaft, denn eine Mutter erweist keine Gönnerschaft. Zugleich war ich so rührselig gestimmt, daß ich eines Tages aus dem Zimmer Nina Nikolajewna, die im Bad war, zurief, ich wolle sie der Kürze halber Mama nennen. Sie verstand nicht, fragte zurück, aber das Wasserrauschen übertönte meine Worte, und ich unterließ künftig so weitreichende Vorschläge.

Ich war wie im Paradies. Hatte ich in der ersten Zeit noch die Absicht gehabt, zu jener Frau am Bahnhof zu gehen und mit ihr für alle Fälle eine künftige Schlafstelle auszuhandeln, so erwähnte ich das späterhin mit keinem Wort mehr (ich hatte Nina Nikolajewna sehr rasch meine Geheimnisse bezüglich der im voraus gemieteten Schlafstelle enthüllt)!

Nina Nikolajewna ließ mich am ersten Tag nicht mehr aus dem Haus und schloß mich mit jedem Tag fester ins Herz. Sie ließ buchstäblich kein Staubkörnchen auf mich fallen und brachte es fertig, schon vor der Arbeit auf dem Markt Gemüse einzukaufen und mir für den Morgen eine Mohrrübe zu reiben.

Wie ich schon sagte, ich durfte nichs anrühren, Nina Nikolajewna kochte das Essen für den ganzen Tag, ich brauchte es mittags bloß aufzuwärmen. Mit dem Abendessen wartete ich, am Fenster sitzend, auf sie. Sie kam, wir aßen und gingen vor dem Schlafengehen spazieren. Ich schlief auf dem ungemein breiten Sofa, auf Leinenlaken.

Nina Nikolajewna machte mir immerfort Geschenke; wir gingen zusammen in ein Geschäft und kauften zwei baumwollene Umstandskleider, sie kaufte mir unter anderem auch Nachthemden und Sandaletten, da meine Füße mit jedem Tag mehr anschwollen.

Nie wieder, weder früher noch später, fühlte ich mich so glücklich. Die völlige Übereinstimmung unserer Herzen wurde noch dadurch gekrönt, daß Nina Nikolajewna Witze mochte und auch ich gern lachte, und so lachten wir unbeschwert und ausgiebig, froh über jeden Anlaß.

Nina Nikolajewna bekannte, daß sie sich ohne mich langweilen würde und daß meine klingende Stimme Leben in ihr stilles und einsames Dasein brachte.

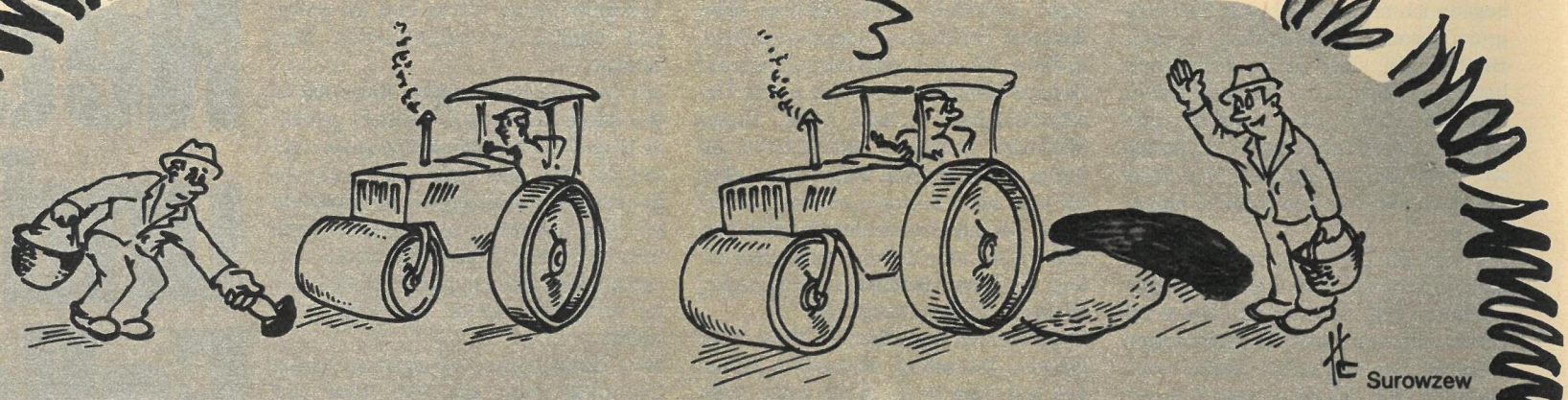
Von Georgi kam keinerlei Nachricht, wir wußten nicht, wie es mit seinen Prüfungsvorbereitungen stand und wo er überhaupt war. Ich hatte ihm in Nina Nikolajewnas Beisein mehrere Briefe geschrieben, aber weder eine Antwort erhalten noch die Briefe mit dem Vermerk „Adressat verzogen“ zurückbekommen.

Da wir nichts Neues wußten, kauten wir stundenlang unsere alten Kenntnisse über Georgi durch, erzählten einander von seiner Kindheit, über die ich nicht weniger wußte als Nina Nikolajewna, vielleicht sogar mehr. Ich erzählte ihr, was sie nicht wußte – über seinen Sturz vom Dach, als er zehn war (er hatte es damals verschwiegen), über seine erste Liebe, dann über die späteren Zeiten, über seine Arbeit, seine Freunde, seine Gewohnheiten, seine Beziehungen zu Vorgesetzten. Nina Nikolajewna war sehr empfänglich für solche Gespräche, fing rasch Feuer und verlangte neue und immer neue Einzel-

Fortsetzung auf Seite 41

Illustration: Gisela Roeder

Zwischen dem, was man in der Hand hat, und



Surowzew

Phantasie hat ein Recht, im Schatten des Baumes zu schwelgen, aus dem sie einen Wald macht. Karl Kraus

Chachanow, Moskau

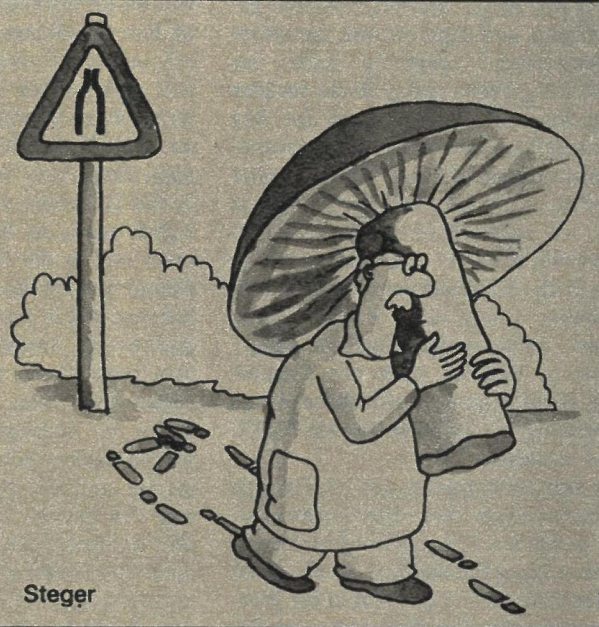
Pilzballade

Ein Champignon sprach voller Hohn
zu einem Knollenblätterich:
„Man gibt waldauf, waldab, mein Sohn,
nicht einen Pfifferling für dich."

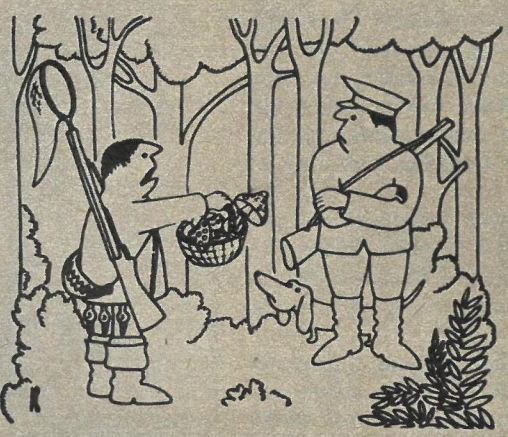
Da kam ein Sammelweib daher
und schnitt vom so geschmähten Pilz
ein dickes Stück und seufzte schwer:
„'s ist bitter, aber's Schicksal will's..."

Hier noch des Giftlings letzter Satz
an alle, die ihn fallen sahn:
„Ätsch! Ich bekomme einen Platz
im nächsten Kriminalroman!"

Lisa Jobst

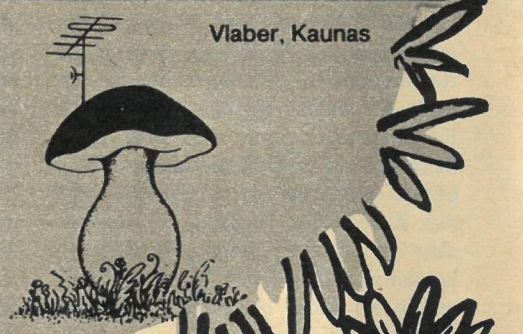


Steger



Worobjow, Moskau

Neumann



Vlaber, Kaunas

Wütender Pilz:
„Es wurmt mich!"

Beim Pilzesammeln kann man sich auch seine Sporen verdienen.

G. Rzehaczek

Am Baum der Erkenntnis verblüht manches Früchtchen.
Kurt Baum

Jefim Sosulja

So wird man alt

Wissen Sie, wie man alt wird? Eines Tages fühlen Sie sich besonders wohl. Sind Sie übergewichtig, so sagen Ihnen Bekannte, Sie hätten abgenommen, Sie hätten sogar stark abgenommen und sähen um Jahre jünger aus. Sind Sie dagegen hager, so sagen Ihnen die gleichen Bekannten: „Sie sehen aber wohl aus, Donnerlüttchen! Wo haben Sie sich denn so schön erholt?"

Natürlich ist es ein Frühlingstag. Oh, wie herrlich ist doch das Leben!

Mit Ihrem Spiegelbild sind Sie voll und ganz zufrieden. Wie ein junger Gott!

Sie gehen auf die Straße, Sie gehen in die Sonne, Sie lassen sich den Wind um die Nase wehen, Sie empfinden

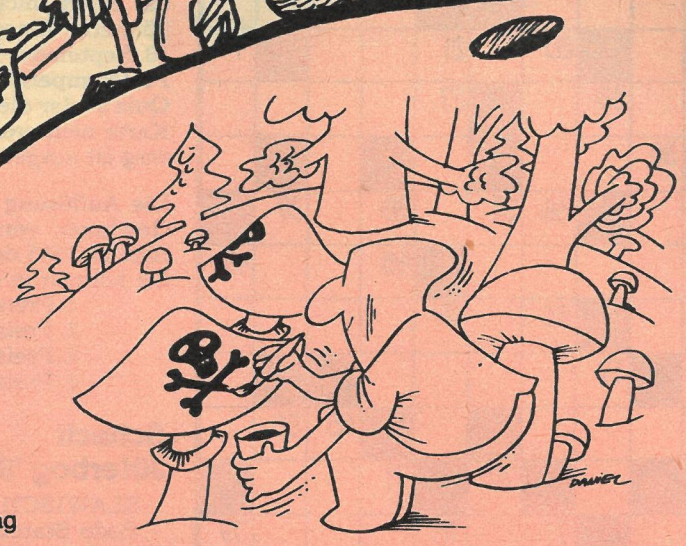
Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Das ewige Geheimnis des Altwerdens und doch Jungbleibens ist — Schimmelverhütung! Spohr

dem, was man begehrt, lechzt sich der Wunsch zu Tode.

Der Wald hat Augen, das Feld hat Ohren.

bulgarisch



Daniel, Prag

Der Liebe geht es wie dem Baum, hat sie starke Wurzeln, dankt sie es mit vielen Früchten.

H. Friedrich

Johanus, Prag

Glückspilze sind schwer genießbar.

Steger

Kuhpilz
Steger

Tarnung

Beim Pilz ist's wie im Menschenreich:
Was außen zart und honigweich
und strahlt zu aller Freud und Wohl,
ist manchmal innen faul und hohl!

G. Rzehaczek

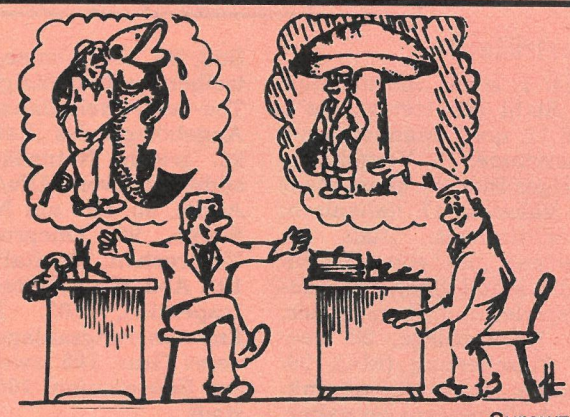
VORSICHT! GIFTPILZE!

Der Giftpilz ist eine getarnte Lüge. F. Hannemann

Die Wurzel allen Übels verzweigt sich unendlich.
G. W. Heyse

Man widersteht einer Versuchung in der Hoffnung, einer schöneren zu unterliegen. M. Hinrich

An den Schmerz erinnert man sich. lateinisch



Surowzew, Woronesh

2 Wochenspruch

Wer dem Glück nachjagt, wird es erlegen müssen.

Hinter schorfiger Borke steckt das schönste Weiß. sorbisch

Garbe

Pilzator-Schneck von Lippok

eine Frühlingsfreude, wie sie noch niemand zu beschreiben vermochte…
Ja, das Leben ist lebenswert! Lebenswert! Wir lassen uns nicht unterkriegen! Wir lassen…
Und plötzlich…
Plötzlich stülpt einem das Leben gleich einem Henker den grauen Sack der Trauer über den Kopf: Ein kleiner Bengel – der Teufel soll ihn holen! – mit einem schmuddligen, geschäftig-besorgten Gesicht eilt irgendwohin. Weiß der Kuckuck, warum er es so eilig hat und wohin er läuft. So im Vorübergehen sagt er aufgeregt:
„Opa,wie spät ist es denn?"

Aus: „Noch einmal über den Teufel", Buchverlag der Morgen Berlin

Sammler-Leidenschaft

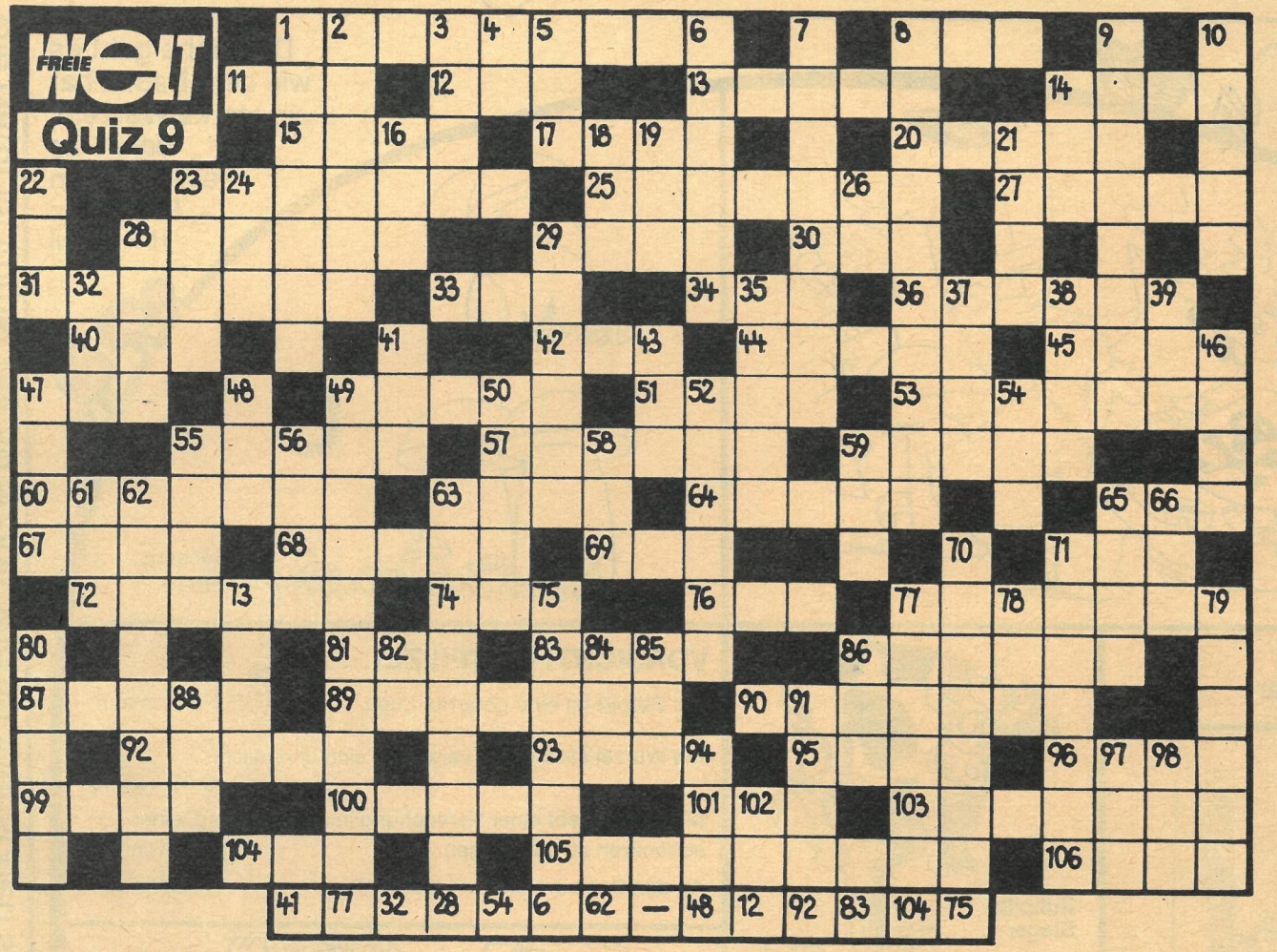
Trau deinen Wünschen nicht so leichtfertig.

M. Hinrich

Die Natur ist immer nur so schön, wie wir Menschen sie anstaunen.

PILZGERICHT klingt doch ziemlich bedrohlich.

Bei Pilzgerichten und geheuchelter Liebe bleibt zuweilen was auf der Strecke.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. sowj. Schriftsteller („Wie der Stahl gehärtet wurde"), 8. Zeichen, 11. nord. Männername, 12. Mädchenname, 13. Vergeltung, 14. obergäriges Bier, 15. span. Stadt nördl. von Valencia, 17. italienisch: See, 20. südfranzös. Stadt, 23. Zupfinstrument (um eine Oktave tiefer als die Mandoline), 25. französ. Schauspieler und Chansonnier, 27. europ. Hochgebirge, 28. seemännisch: Flaschenzug (Mz.), 29. Mädchenname, 30. Aufgußgetränk, 31. Vormund; Vermögensverwalter, 33. Fluß im SO Kasachstans, 34. straußenähnl. Laufvogel, 36. Mädchenname, 40. Maasnebenfluß, 42. engl. Artikel, 44. ungar. Komponist (1810–1893), 45. ein synthetischer Kautschuk, 47. Schwur, 49. landwirtschaftl. Gerät, 51. konterrevolutionäre Regierung i. d. Ukraine 1917/19, 53. slowakischer Volksheld (1713 ermordet), 55. Schauspieler der DDR (gest. 1972), 57. musikal. Figur von drei Noten, 59. höchste geistige Schöpferkraft, 60. russ. Seeoffizier und Polarforscher (1848–1904), nach dessen Entwürfen der erste russ. Eisbrecher „Jermak" gebaut wurde, 63. großer Raum, 64. russisch: Meeresteil, 65. englisch: Katze, 67. Inselgruppe vor der Westküste Irlands, 68. russisch: Peter, 69. Tapferkeit, 71. niederländ. Maler des 16. Jh., 72. sowj. Schwarzmeer-Hafen, 74. ein Scheuerpulver, 76. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 77. Haarsalben, 81. technisch begründete Arbeitsnorm (Abk.), 83. Loirenebenfluß, 86. Heilpflanze, 87. steuerlos treibendes beschädigtes Schiff, 89. Tee- und Heilpflanze, 90. altröm. Angehöriger des „Rates der Alten", 92. griech. Naturdämon, 93. Ort südwestl. von Ufa/Baschkirische ASSR, 95. Ort am Nil im SO des Sudan, 96. Dneprnebenfluß, 99. Verbrechen, 100. italienisch: Liebe, 101. Abk. für Arbeiter-und-Bauern-Inspektion, 103. Entwässerung, Entwässerungsanlage, 104. getrocknetes Gras, 105. zweitgrößte Stadt der Sowjetunion, 106. engl. Schulstadt.

Senkrecht: 1. sowj. Illustrierte, 2. Teil der Funkanlage, 3. iranische Währungseinheit, 4. Nebenfluß des Uralflusses bei Orsk, 5. Meeressäugetier, 6. versteckter Spott, 7. Stadt östl. von Moskau, 8. bedeutender russ. Chemiker (1834–1907), 9. Meerenge zwischen Europa und Kleinasien, 10. Strick, Schnur, 14. Gelatine (Kurzw.), 16. sowj. Fluß zum Asowschen Meer, 18. französisch: Freund, 19. norweg. Stadt nordwestl. von Oslo, 21. Autor des Romans „Die Buddenbrooks", 22. sowj. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 23. kraterförmige Senke, 24. weibl. Stimmlage, 26. chem. Zeichen für Neon, 28. sowj.Gewerkschaftszeitung, 29. Schallplattenmarke, 32. ein schweizer. Urkanton, 35. zauberkundige Königstochter der griech. Mythologie, 37. Schwung, Begeisterung, 38. ein Holzblasinstrument, 39. japan. Maler des 13. Jh., 41. japan. Münzeinheit, 43. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 46. scharfes Aussprachezeichen, 47. Mädchenname, 48. russisch: Frieden, 49. sowj. Frauenzeitschrift, 50. Rennbeginn, 52. Fluß durch Hamburg, 54. jugoslaw. Stadt in Serbien, 55. eine jemenitische Hauptstadt, 56. kleine Hunderasse, 58. Fluß in Thüringen, 59. musikal. Halbton, 61. Sorte, 62. Gebirge im Süden des europ. Teils der UdSSR, 63. Blattzinn; Aluminiumfolie, 65. Schlußteil eines Musikstückes (latein.-ital.), 66. schweizer. Flächenmaß, 70. Architekt des 18. Jh. („Marmorpalais" in Potsdam), 71. ein Kleingebäck, 73. Staatsvertrag, 75. umgangssprachlich: Schulter, 77. sowj. Tageszeitung, 78. Abk. für Million, 79. Zahlwort (Mz.), 80. Angehöriger eines kleinen Volkes in der ASSR Dagestan, 82. Abk. für astronomische Einheit, 84. poln. Halbinsel, 85. Ort in Burma am Fluß Sittang, 86. Zitatensammlung, 88. einspännige engl. Droschke, 91. svw. immerwährend, endlos, 94. Schiffsanlegestelle, 97. helfender Hinweis, 98. lateinisch: das Ich, 102. Abk. für die Zeitung „Basler Nachrichten".

Zwei sowjetische Zeitschriften, die sich in unserem Lande größter Beliebtheit erfreuen und aus eben diesem Grunde meistens vergriffen sind, bilden die Lösungswörter im heutigen Rätsel.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können, Einsendeschluß ist der 18. September 1985 (Datum des Poststempels). Und bitte die Marke Quiz 9 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 21/1985 der FREIEN WELT. Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

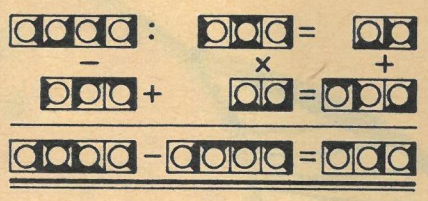
Schach Jüterbog '85

SLAWISCH, Wolfgang Uhlmann – Bodo Starck: **1. c4 c6 2. d4 d5 3. Sc3 Sf6 4. Sf3 dc 5. a4 Lf5 6. Se5 Sbd7 7. S:c4 Dc7 8. g3 e5 9. de S:e5 10. Lf4 Td8 11. Dc1 Ld6 12. S:d6 D:d6 13. Lg2 0-0 14. 0-0 a5 15. h3 De7 16. g4 Lc8 17. De3! Sg6 18. D:e7 S:e7 19. e4! Le6 20. Lc7 Td2 21. Tab1 Ta8 22. Tfd1 Td7 23. T:d7 S:d7 24. f4! Lb3 25. f5 f6 26. Ta1 Kf8 27. Se2 c5 28. Ta3 Lc4 29. Sf4 Sc6 30. Tc3 Sce5 31. Se6+ Ke7 32. S:g7 Lf7 33. L:e5 fe 34. g5 b6 35. f6+ Kf8 36. Td3 Ta7 37. h4 c4 38. Td6 Tc7 39. Lh3 Schwarz gab auf.**

Eine von mehreren Gewinnpartien unseres nunmehr 50jährigen Großmeisters Wolfgang Uhlmann (Dresden), der bei der 34. DDR-Meisterschaft 1985 in Jüterbog zum zehnten Mal den begehrten Titel errang.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:

Essen – Ochse – Mehl – Algen – Mal – Laub – Rente – Stil – Laut – Kain – Abel – Genre

Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines nur in Australien vorkommenden, eierlegenden Säugetieres mit entenartigem Schnabel und graubraunem Fell.

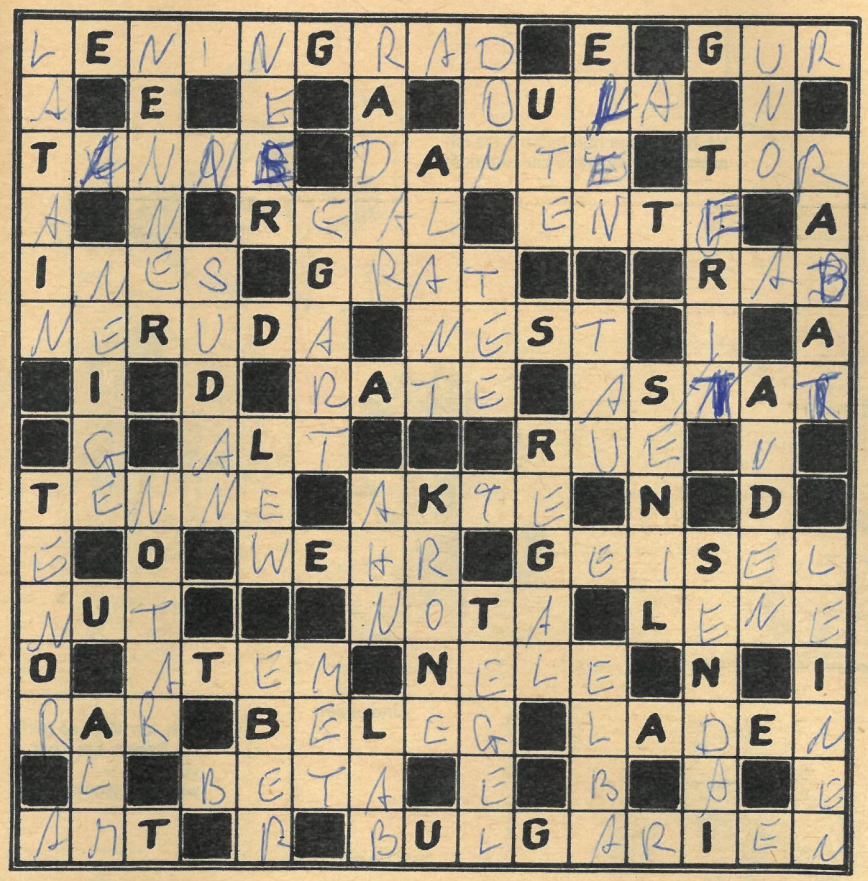
Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow, Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Vorfahr, 2. Schriftstück, 3. Korbblütler, Heilpflanze, 4. Bergweide, 5. weibl. Stimmlage, 6. Behörde, 7. südamerik. Gebirge, 8. Bewohner eines Erdteils, 9. Lebenshauch, 10. schriftl. Unterlage, 11. griech. Buchstabe, 12. europ. Volksrepublik, 13. größter italien. Dichter, 14. Fluß zum Asowschen Meer, 15. Zuchttier, 16. Grasland, 17. Mittelmeer-Insel, 18. svw. Elch, 19. Schwimmvogel, 20. Bürgschaftsgefangener, 21. Bergkammlinie, 22. mehlartiges Mineral, 23. span. Mädchenname, 24. Währungseinheit der ČSSR, 25. Ferment im Kälbermagen, 26. Verkaufsraum, 27. Sprache der alten Römer, 28. Gewebeart, 29. Mädchenname (Kurzf.), 30. zweitgrößte Stadt der SU, 31. bulgar. Währungseinheit, 32. Honigwein, 33. Untiefe, 34. Flüssigkeitsrest, 35. Gestalt aus „Ulenspiegel", 36. Teil des Bruches, 37. chilen. Dichter (gest. 1973), 38. Brutstätte, 39. kleine Rechnung, 40. Jurist, 41. rillenförmige Vertiefung, 42. finn. Stadt, 43. jugoslaw. Adriainsel, 44. Hauptstadt Marokkos, 45. Funkmeßverfahren, 46. selten, 47. Teilbetrag, 48. altspanische Münze, 49. Warengestell, 50. französisch: Straße, 51. japan. Stadt auf Honshu, 52. greisenhaft, 53. afrikan. Staat, 54. Nadelbaum, 55. Niederschlag, 56. Aufgußgetränk, 57. kalkreicher Ton, 58. Dreschplatz, 59. männl. Stimmlage, 60. mittelitalien. Stadt, 61. Hauseinfahrt, 62. Weltorganisation (Abk.), 63. Mutter der Burgunderkönige, 64. kleine Stauanlage.

Silbenrätsel

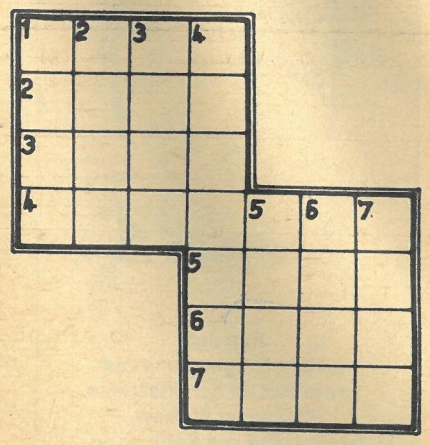
Aus den Silben a – a – a – a – a – ar – bi – bri – ern – fä – fin – gen – gen – gend – ger – gnat – he – i – ki – mei – mer – ne – nen – ni – re – re – rin – sam – schlum – schüs – se – sel – si – sis – ße – ßel – steu – stra – ta – ta – te – tel – tu – tur – un sind 20 Wörter zu bilden, deren zweite und vierte Buchstaben – beide abwärts gelesen – den Vor- und Familiennamen eines Schriftstellers und einen seiner bekannten Aussprüche ergeben (ch und ß = 1 Buchstabe):
1. biegsamer Zweig, 2. leichter Wind, 3. schwerathletische Sportart, 4. dichterisch: Schlaf, 5. japan. Stadt im N der Insel Honshu, 6. weibl. Fuchs, 7. altägypt. Göttin, 8. Verkehrsweg, 9. das Gegenteil von Tugend, 10. Stemmwerkzeug, 11. Genossenschaftsform in der UdSSR, 12. Art, Gattung, 13. bayr. Künstlerfamilie des 17. und 18. Jahrhunderts, 14. Blutsverwandter väterlicherseits, 15. Volk in Nordeuropa, 16. Reifeprüfung, 17. Abgaben an den Staat, 18. Mädchenname, 19. Alarmgerät, 20. Gefäß, Terrine.

Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist ein weiterer Buchstabe als neuer Wortbeginn voranzustellen, so daß sich andere Begriffe ergeben:
Enkel – Mir – Egel – Tand – Ode – Alm – Tage – Eber
Die neuen Anfangsbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines englischen Astronomen (1738–1822), der im Jahre 1781 den Planeten Uranus entdeckte.

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. Kränkung, Beleidigung, 2. deutsche Spielkarte, 3. Waldtiere, 4. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 5. altrömisches Gewand, 6. Saugwurm, 7. Männername.

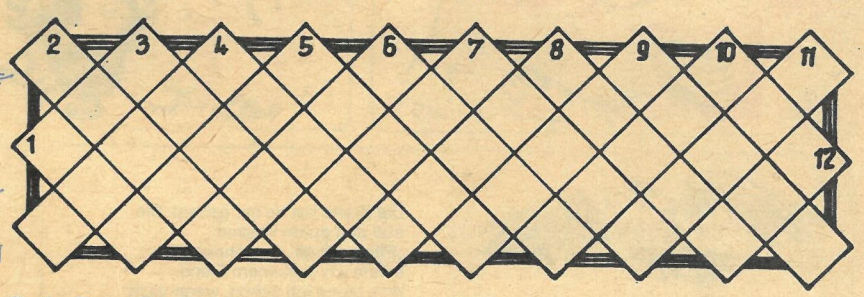


Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der Anfangsbuchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben: Tonne – Palais – Kammer – Abel – Laube – Rentner – Michel
Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines Tierkreiszeichens (Sternbild des südlichen Himmels).

Geschütteltes

EIS und KRAM – recht gut vereint – braucht man, wenn die Sonne scheint.



Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Fluß zum Asowschen Meer, 2. altrömischer Grenzwall, 3. svw. unbeständig, schwankend, 4. Bezeichnung für die auf der Halbinsel Kola lebenden Lappen, 5. deutscher Philosoph des 19. Jh., 6. Funkmeßverfahren, 7. Nähgerät, 8. gegerbte Tierhaut, 9. Postsendung, 10. Takelung kleiner Segelboote (engl.).
Von der Zahl nach links unten: 3. Augendeckel, 4. griech. Insel, 5. Begriff aus der Buchführung, 6. Schachausdruck, 7. Eisenstift, 8. Verkaufsraum, 9. Tretkurbel, 10. Stamm von Nachwuchskräften, 11. Farbabstreicher, 12. nordostspanischer Küstenfluß.

Auflösungen aus Heft 17/1985

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Kolja, 5. Test, 7. Orkan, 11. Lilien, 15. Europa, 16. Alma, 17. Rigi, 18. old, 19. ROSTA, 21. Poel, 23. Amsel, 25. Regime, 27. Anekdote, 29. Sil, 31. Oka, 32. Gag, 33. Tasse, 34. Nelke, 36. Ebene, 39. Gewerbe, 41. Emirat, 43. England, 45. Kali, 47. Ami, 48. Chrennikow, 51. Stand, 54. Han, 56. Gehen, 58. Plast, 60. Ines, 61. Bor, 62. Nei, 64. Atlas, 67. Cent, 68. Rebellen, 71. Hals, 72. Prahm, 74. Obi, 76. Ole, 77. Rial, 78. Ecker, 82. Aarau, 84. Don, 85. Esche, 87. Dunajewski, 92. Goa, 94. Irun, 96. Melanie, 97. Trauma, 100. Leonard, 101. Assel, 102. Elite, 104. Sinai, 105. TAN, 107. Ren, 108. Ten, 109. Trauring, 113. Mangan, 116. Birke, 118. Tage, 119. Kegel, 120. Nis, 121. Kran, 122. Etat, 123. Rivale, 124. Odette, 125.Manna, 126. ABBA, 127. Silos.

Senkrecht: 1. Kura, 2. Lese, 3. Jutkewitsch, 4. Arad, 5. Tapete, 6. Talisman, 7. Oma, 8. Ramona, 9. Areal, 10. Nil, 11. Lira, 12. Log, 13. Ili, 14. Edmundo, 20. Onega, 22. Esse, 24. Sketch, 26. Egeln, 28. Ohren, 30. Leim, 32. Gene, 35. Kerne, 37. Bai, 38. Enkel, 40. Elsa, 42. Rigole, 44. Gnu, 45. Kap, 46. Theriak, 49. Henning, 50. was, 52. Atem, 53. dito, 55. Ase, 57. Erl, 59. Lar, 61. Beluga, 63. Ihle, 64. Alec, 65. Tschiaureli, 66. Are, 69. Boa, 70. Ero, 72. Pud, 73. Agnes, 75. Basel, 79. Kerr, 80. Run, 81. Sen, 83. Ritter, 84. Damiétta, 86. Stola, 88. Umstand, 89. Ale, 90. Jalta, 91. Wien, 93. Oust, 95.Udine, 98. Renken, 99. Anna, 100. Litera, 103. Irina, 106. Anke, 110. Ukas, 111. Igel, 112. Glas, 114. Nie, 115. GST, 116. BAM, 117. Eta.

Kreuzgitter. Waagerecht: Messing(41), Tolstoi(76), Edam(15), Telefon(74), Lateran(36), Obi(50), Ribera(61), Ene(25), Isel(30), Kern(35), Tango(72), Eva(17), ATA(3), Gnu(28), Onon(48), Regent(57), Nil(43), Adda(5), Ob(54), Log(37), Kaserne(33), Eta(19), AN(7), Vene(81), Ban(9), Merino(39), Bier(11), Ede(21), Nau(45), SOS(63), Start(65), Irmi(32), Eton(23), Uru(79), Onegin(52), Pag(55), Kalumet(34), Doppler(13), Seja(67), Regress(59), Salerno(69).
Senkrecht: Met(38), Salbe(62), Ilf(31), Genie(27), Talent(70), Omar(51), See(64), Orangen(53), Eosin(16), Eile(20), Orkan(47), Tat(73), Ren(58), neo(42), Brandenburg(10), Argo(2), Volk(82), Aran(8), Golem(29), Ungar(80), Oase(49), Ebene(26), Trage(77), Drei(12), Avon(4), Ebro(24), Nier(46), Estrade(18), Esino(22), Droge(14), Aietes(6), Sepp(66), Suk(68), Aul(1), Tom(75), Midas(40), Taler(71), Ness(44), Uhr(78), Pol(56), Rio(60).

Um die Ecke gedacht: Immensee.

Wabenleiste: 1. Gelenk, 2. Etagen, 3. Raster, 4. Barnim, 5. Misere, 6. Erkner. – Kasbek.

Buchstabentausch: Schwager, Regal, Linse, Passe, Schelle, Natron, Ramme, Schale, Rinne, Spanten. – Wassermann.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Bali, 3. Abel, 4. Samothrake, 5. Leiter, 7. Medea, 9. Tomate, 10. Elemi, 11. Umtali, 13. Oka, 15. Bagatelle, 17. Elle, 18. Laser.
Senkrecht: 1. BASA, 2. Limonade, 3. Akelei, 6. Termite, 8. Atomium, 10. Ezio, 12. Tarantella, 14. Kabale, 16. Leser.

Ein Wort = drei Begriffe: Stollen.

Magisches Quadrat: 1. Kabel, 2. Alibi, 3. Bidet, 4. Ebene, 5. Liter.

Raten und Rechnen:

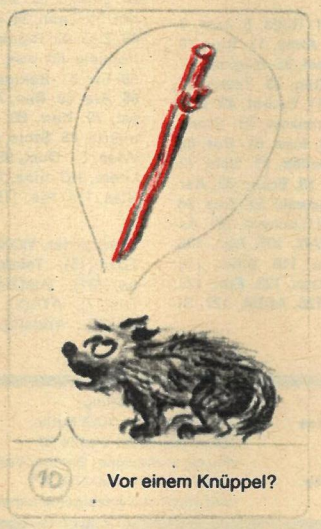
9128	:	163	=	56
–		×		+
928	+	44	=	972
8200	–	7172	=	1028

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Aus dem gleichnamigen Buch des sowjetischen Schriftstellers Alexander Wolkow, nacherzählt von Karin Kopp, gezeichnet von Anneliese Dörck.



Fortsetzung von Seite 35

Netze und Fallen

heiten über unser Zusammenleben, über die Verteilung der Pflichten in unserer Familie, darüber, wie Georgi die Nachricht von dem zu erwartenden Kind aufgenommen hatte. Ich erzählte ihr, wie ich ihn auf einem Institutsabend kennengelernt hatte, damals hatten mich zwei Männer – er und mein Bekannter („Was für ein Bekannter?") zum Wohnheim begleitet. („Und wo ist der Bekannte jetzt?") Ich verstand alles, ich verstand, daß sie Daten und Namen und Ereignisse wissen wollte, um sicherzugehen, daß ich tatsächlich Georgis Sohn, ihren Enkel, unterm Herzen trug und nicht das Kind eines anderen Verehrers, der mich auch in dunkler Nacht nach Hause gebracht hatte, dann aber verschwunden war, so daß Georgi die Suppe auslöffeln mußte. Ehrlich gesagt, mich rührten sogar diese treuherzigen Verhöre, diese unverhohlenen Zweifel, denn sie zeigten mir noch deutlicher, wie sehr sie fürchtete, in ihren Hoffnungen betrogen zu werden, wie sehr sie den Traum von ihrem künftigen Enkel hegte und pflegte.

Ihren ersten Enkel besuchte Nina Nikolajewna einmal in der Woche, sie fuhr mit Geschenken zu ihm auf die Datsche, und mir gefiel dieser Brauch, dieses Nichtvergessen, diese Pflichterfüllung gegenüber einem Kind, das keine Schuld trug. Ich bat sie sogar ein paarmal, mich mitzunehmen, aber sie wurde ungewöhnlich schroff und verwies mich augenblicklich mit einfachen, aber schonungslosen Worten auf meinen Platz; ich sah, daß sie auch ihre eigene, besondere Welt hatte, die sich von der Welt unserer gemeinsamen Beziehungen unterschied – wieder eine eigene Welt, wie bei Georgi; diese eigene Welt, zu der ich keinen Zutritt hatte, entwikkelte sich allmählich, unmerklich, doch unaufhaltsam, und Nina Nikolajewna begann sie eifersüchtig vor meinem Eindringen zu schützen, ich aber, die ich mich wieder ganz ausgeliefert hatte, behielt nichts. Sie ging ganze Abende weg und ließ mich ohne Schlüssel. Unsere Gespräche waren nicht mehr gleichberechtigt, ich fragte jetzt, ich erzählte, ich rühmte Nina Nikolajewnas Figur, ich goß ihr saure Sahne zu, und sie sagte: „Ich bin hier die Hausfrau, ich habe gekocht und nehme mir selber, und du laß dich bewirten."

Auf welche Weise diese Metamorphose vor sich gegangen war, weiß ich nicht. Ich gewann plötzlich den Eindruck, als habe sie sich hoch über mich erhoben, rage über mir wie ein Berg und beschwere alle meine Bewegungen. Ich hatte jetzt Mühe, mich in ihrem Zimmer zu bewegen, mit ihr zu sprechen. Alles reizte sie, manchmal antwortete sie nicht einmal auf meine Fragen.

Doch diese Situation, die ich schon einmal durchlitten hatte, war für mich eine bereits bekannte Falle, ein bekanntes Netz, obwohl hier, ich wiederhole, weder von Falle noch Netz die Rede sein konnte, aber es war eine für mich unabwendbar trostlose Situation, diesmal noch trostloser als vorher, denn in der Geschichte mit Georgi hatte ich für den Fall, in eine ausweglose Lage zu geraten, immer noch die Hoffnung auf seine Mutter, auf ihre Großherzigkeit gehabt.

Ich fristete weiterhin mein zwiespältiges Dasein in Nina Nikolajewnas Haus, denn ich konnte nirgend woanders hin. Die Frau am Bahnhof, die ich aufsuchte, riet mir, mich an das zu halten, was ich hätte, denn niemand würde mir mit meinem Kind ein Zimmer geben.

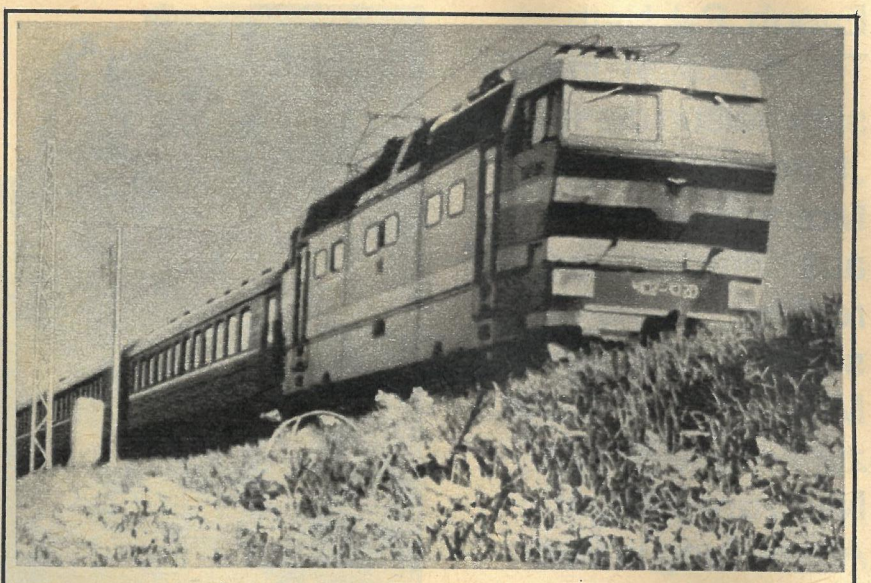
Ich begann auf die sogenannte Börse zu gehen, wo sich Zimmerbesitzer und Mieter trafen. Der Sommer neigte sich zum Herbst, Georgi war längst angekommen, das fühlte ich, fühlte körperlich, daß er da war, obwohl er sich nicht bei seiner Mutter sehen ließ, und sie verbitterte immer mehr. Plötzlich, als habe sie sich jeglicher Verpflichtung entledigt, sprach sie von einer Freundin, die mit ihren Töchtern eine Weile bei ihr wohnen wolle, anschließend werde sie zu ihnen fahren, und die Wohnung werde verschlossen, die anderen Mieter der Gemeinschaftswohnung seien nicht in der Stadt, sie hätten ihr die Wohnung anvertraut, und keiner erlaube, daß ein fremder, zu niemandem gehöriger Mensch darin lebe.

Ich bat sie, offen zu reden, wie es sich gehört. Sie sagte, es sei ohnehin alles auf widerwärtige Weise offen, und es gehöre sich nicht, ein fremdes Kind einem Mann unterzuschieben, der weder mit dem Körper noch mit dem Geist daran beteiligt sei, zumal es ja alle möglichen Tanzabende und Männerbegleitungen gegeben habe.

Ich begann zu lachen, und damit endete das Gespräch. Meine Sachen wurden in den Flur getragen, Nina Nikolajewna schloß sich in ihr Zimmer ein, und ich verbrachte die Nacht in der Küche. Am Morgen trug Nina Nikolajewna meine Sachen ins Treppenhaus.

Alles weitere ist nicht mehr interessant, ich wohnte bei der Frau am Bahnhof und ging regelmäßig auf die Börse, wobei ich meine auseinandergehende Taille mit dem Regenmantel verhüllte, und schließlich überließ mir ein verrückter Kerl, der sich für den Norden hatte anwerben lassen, für ein paar Groschen sein Zimmer. Ich schlief die erste Nacht am neuen Ort, nachdem ich den Mantel über den Federboden gebreitet hatte, glücklich und sorglos, bis es am Morgen soweit war, in die Entbindungsstation zu gehen.

Damit endete diese Periode meines Lebens, die sich niemals wiederholen wird, da ich mir ein paar einfache Kniffe angeeignet habe. Niemals wird sich jene Periode meines Lebens wiederholen, in der ich so an das Glück glaubte, so stark liebte und mich allen so bedingungslos in die Hand gab, bis in die letzten Eingeweide, als hätte ich keinen Wert. Im weiteren kamen ganz andere Perioden, im weiteren kommt das Leben unserer Tochter, die ich mit Georgi recht und schlecht erziehe und an der Georgi mit so ergebener Liebe hängt, wie er mich nie geliebt hat. Aber mich kümmert das wenig – denn es läuft eine andere Periode meines Lebens, eine ganz andere, ganz andere.



Sowjetische Eisenbahnen bieten Ihnen das traditionelle, zuverlässige und sparsame Verkehrsmittel – den Zug – an

Täglich fahren von Berlin sowjetische Züge und Kursschlafwagen nach Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Vilnius und Riga ab.

In den Wagen der Sowjetischen Eisenbahnen sind Ihnen aller Komfort, aufmerksame Bedienung und traditionelle russische Gastfreundschaft garantiert.

Die Plätze in den Schlafwagen der Sowjetischen Eisenbahnen im internationalen und Inlandsverkehr können Sie sich im voraus reservieren lassen.
Um ausführliche Informationen wenden Sie sich bitte an das Reisebüro und die Vertretungen von Intourist.

Wir laden Sie zu einer Reise ein!

SNCB

LOTTO
über Ihr Spargirokonto
Ihr Vorteil.
Abbuchungsaufträge in allen Lotto-Toto-Annahmestellen bei allen Geld- und Kreditinstituten und bei der Deutschen Post

Jede Woche 2x dabeisein!
Tele Lotto
Sonntag- und Mittwoch-Ziehung mit mehrfachen Gewinnchancen -
zusätzlich Autos und Auslandsreisen

VEB VEREINIGTE WETTSPIELBETRIEBE

Eangh, Pal, Neth, Touch, Koum und Visidh heißen diese „frischgebackenen“ Motorenschlosser aus Kampuchea (Foto rechts). Sechs von sechzehn jungen Männern, die Grund zur Freude haben. Nach dreijähriger Ausbildung in Bad Frankenhausen und Halle — finanziert aus Solidaritätsspenden — kehren sie als Facharbeiter mit besten Noten in ihre Heimat zurück.

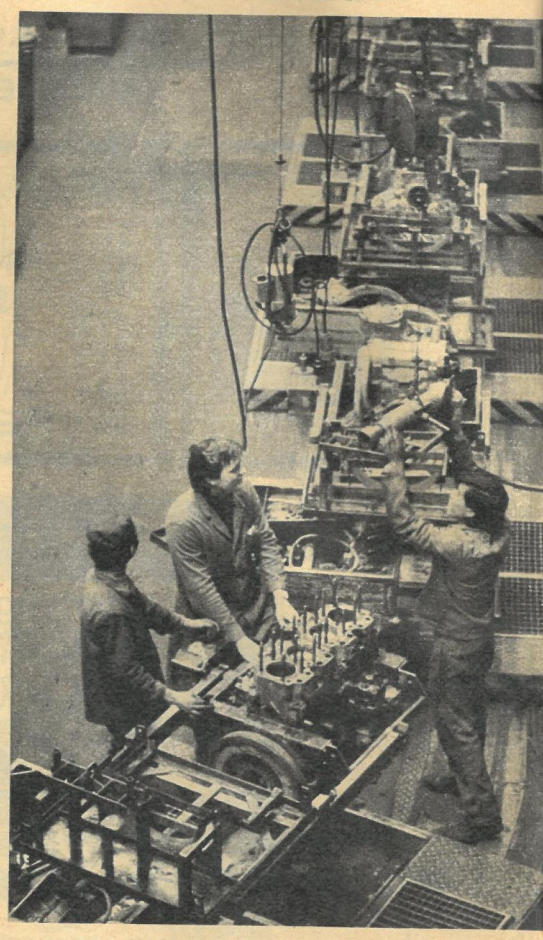
Trommeln

in der Endmontage

Wer musiziert denn da auf dem Werkhof? Sekretärinnen recken ihre Hälse, und durch ein offenes Hallentor blicken die Monteure vom Band herüber. Es sind die Kampucheaner! Mancher nickt ihnen beifällig zu. Froh und unbeschwert tanzen Eangh und die anderen für alle Kollegen, für alle Freunde im Landtechnischen Instandsetzungswerk Halle den „Chayjam" – ihr Dankeschön! Fast ausgelassen ziehen sie mit ihren Mokdja-Masken, den „Riesengesichtern", noch einmal durch die vertrauten Stätten. Vom Internat zur Endmontage. Zwischen Frühjahrs- und Erntehochdruck hatten sie sich hier bewährt, halfen sie, pro Schicht fünfzig bis sechzig der gefragten Dieselmotoren zu regenerieren. Nun sind die Koffer gepackt. Sie freuen sich auf die Heimkehr. Nur einer steht ohne Tracht und Trommel abseits, wird von der Fröhlichkeit seiner Landsleute nicht angesteckt – Mony Reth Vann (Foto links außen). Er, den alle den „Studenten" nennen, schleppt eine Frage mit sich herum: Soll ich nach Hause und zur Braut zurückkehren, oder…

Phnom Penh, 1981. Mony erfährt, daß die DDR jedes Jahr neunzig Kampucheaner zu einer unentgeltlichen Ausbildung aufnimmt. Sechzig von ihnen können Facharbeiter werden, dreißig studieren. Aber Mony ist schon 29 Jahre alt und hat eine Braut. Sie verspricht, auf ihn zu warten, weiß, er braucht endlich einen richtigen Beruf. Mony, Sohn eines progressiven Arztes, war mit Anbruch der Pol-Pot-Herrschaft mitten aus dem Medizinstudium gerissen worden. Gewaltsam versuchten die Pol-Pot-Banden, alle Kampucheaner „gleich" zu machen, preßten auch ihn in eins ihrer Arbeitslager. Für ihn bedeutete das vier Jahre Steinbruch: Steine, Steine, nichts als Steine und wäßrige „Reissuppe" – Jahre, in denen Mony die Medizin vergaß. Eines Tages standen Soldaten der Befreiungsfront und vietnamesische Verbündete vor ihm, sagten: „Geh nach Hause, Freund." Er fand seine Mutter, aber das Vaterhaus war zerstört, ebenso die Fakultät, nachdem das Regime sie als Kaserne und Folterhöhle entweiht hatte…
In der DDR nutzte Mony Reth Vann alle Chancen, die ihm die Ausbildung hier bot, und erzielte sehr gute Leistungen. Der Direktor der Betriebsberufsschule, Jürgen Pabst, unterschreibt ihm eine glänzende Beurteilung. Er wird für ein Fachschulstudium in der DDR empfohlen. Ein großes Glück, wenn er gar als Landmaschineningenieur heimkäme. Doch noch weitere drei Jahre fern der Heimat? Und das ist Monys Problem. Im letzten Brief schrieb seine Braut: Komm nach Haus, bald… Mony sucht Rat. Wie sooft führt ihn der Weg zu Irmgard Biermann, Heimleiterin seit zwanzig Jahren (im Foto unten mit Eangh). Mony bringt ihr großes Vertrauen entgegen. Die Genossin, die ein Haus hütet, in dem Lehrlinge aus sechs Nationen und auch aus der DDR wohnen, weiß, was in ihrem „Studenten" vorgeht. Aber sie weiß auch, was ein Ingenieur für das Land am Mekong bedeutet. Mutter Biermann sagt: „Mony, diese Entscheidung ist schwer. Aber du mußt sie ganz allein treffen."

Volker Hempel (Text)
Detlef Christel (Fotos)



BRIEFMARKEN-GALERIE

Humor mit scharfen Zähnchen

Wer hätte noch zu Beginn der zwanziger und dreißiger Jahre geglaubt, daß es Postverwaltungen gibt mit Mut zum Humor! In Postwertzeichen widerspiegeln sich seit jeher vielfältige gesellschaftliche Anlässe aus allen Sphären, zum Schmunzeln gaben die Abbildungen jedoch lange keinen Anlaß, außer vielleicht durch unfreiwillige Komik bei der Bildauswahl. Erinnert sei an Kolumbus-Sonderbriefmarken, auf denen dem Seefahrer zwischen „Land in Sicht“ und den ersten Schritten auf dem neuen Kontinent ein Bart gewachsen war. Das hatte die Auswahl unterschiedlicher Vorlagen bewirkt. Es war daher eine riesige Überraschung, als im Sommer 1968 auf einer Pressekonferenz in Prag angekündigt wurde: „Wir werden den Philatelisten in diesem Herbst etwas Besonderes vorlegen – eine Serie mit kulturellen Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts in der Karikatur!“ Mitte November lag die siebenwertige Emission vor. Mit spitzer Feder hatte Professor Adolf Hoffmeister Dichter, Schriftsteller, Maler und Komiker zur Briefmarkengrafik vereinigt. Die Abbildungen zeigen drei Literaturgrößen aus dieser Serie. Originalität mit einem Schuß Humor – davon zeugen in unserem Nachbarland ČSSR auch spätere Ausgaben wie die historischen Feuerwaffen von 1979, auf denen Münchhausens Ritt auf der Kanonenkugel und Schwejk neben einem Feldgeschütz zu betrachten sind. Humor und Karikatur für das Markenbild einzusetzen, blieb aber keine Domäne der ČSSR. Zur Erinnerung an den Karikaturisten Jean Effel erschien 1983 ein französisches Motiv: „Marianne“ beim Briefzukleben. Im Haus des Humors in Gabrovo, der legendären Stadt der Schelme in Bulgarien, sah ich auch Briefmarken zum Thema „Lachen ist gesund“. Natürlich fehlten darunter nicht die Marken, die in Sofia als Sonderwerte zum „Festival des Humors und der Satire“ aufgelegt wurden. Oben das Beispiel von 1975. Sammler können sich als Nebenprodukt der ernsten Beschäftigung mit der Philatelie schon eine hübsche kleine Eulenspiegelei zusammenstellen. Einen Rat bei der Suche nach solchen Motiven: Ausgabe, Anlaß und Auswahl der Karikatur nicht aus dem Auge verlieren, denn mancher Sammler wird auch neugierig darauf sein, welche Schmuckzudrucke die Postverwaltungen dazu auswählen.

Henri Hamann

Wir sind dabei

Da ich mit meinen 82 Jahren leider nicht persönlich zum Alexanderplatz kommen kann, sende ich meinen Beitrag per Post an Sie ab. Hoffentlich hat jemand Freude an den gehäkelten Topflappen und an der Basttasche.

Irmgard Schwenke, Leipzig

In letzter Minute habe ich für Ihren Basar noch einen Beutel „gepfriemelt“ und denke, daß er Käufer findet. Am 30. August bin ich natürlich auf dem Alex! Ihre Uralt-Leserin

Hanna Rietscher, Berlin

Weil es für eine gute Sache ist, sende ich Ihnen mein Lieblingsspielzeug.

Mario Utech, Stralsund

Die vom Journalistenverband organisierte Solidaritätsaktion ist eine hervorragende Sache, denn sie bietet unzähligen Menschen die Möglichkeit, Solidarität zu üben. Es ist schön, daß FREIE WELT auch an die nicht in Berlin wohnenden Leser denkt.

L. Satzmann, Jena

Ich konnte im Frieden aufwachsen. Auch meine Kinder leben in sozialer Sicherheit. Damit alle Kinder unseres Erdballs Glück, Frieden und Geborgenheit kennenlernen, sende ich Ihnen das kleine Paket.

Martina Brandt, Osterburg

Ich weiß, wie notwendig die Solidarität besonders für die Völker Afrikas ist, befindet sich doch mein Sohn seit einiger Zeit dort im Arbeitseinsatz.

Hedwig Gärtner, Hohen Neuendorf

Die Post hatte reichlich zu tun in diesen Augustwochen. Täglich erhielten wir Päckchen, Pakete und Geldüberweisungen. Voller Vorfreude wurde alles ausgepackt, gesichtet, sortiert, gezählt… Bis zum Redaktionsschluß dieses Heftes beteiligten sich mehr als 1500 Leser an der FREIE WELT-Solidaritätstombola – unseren herzlichsten Dank an alle, darunter an die vielen Hagenower Mitarbeiter des VEB Meliorationsbau Schwerin. Die Gewinner veröffentlichen wir in Heft 20/85.

Heute back ich, morgen brau ich…

Liebe Kinder!

Das Märchen vom Rumpelstilzchen kennt Ihr doch sicher alle. Nun sagt uns einmal: Welche Kunst beherrschte das kleine Männlein? Eure Antwort schreibt bitte auf eine Postkarte und schickt diese bis zum 11. September 1985 an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Kennwort: Smaragdenstadt. Vergeßt nicht, Eure Anschrift und Euer Alter anzugeben. Zehn Büchergutscheine zu je zehn Mark sind zu gewinnen. Die Auflösung findet Ihr in Heft 20/85. Auflösung von Heft 16/85: Hänsel und Gretel. Je einen Büchergutschein gewannen: Lars Hanzig, Ostritz; Mario Schulz, Berlin; Angela Drechsler, Flöha; Ralf Blumtritt, Dresden; Frank Posinzek, Eberswalde; Sandra Bullmann, Boxberg; Kathleen Barche, Forst; Ronny Paulitz, Cottbus; Thomas Radke, Seelow; Doren Keller, Frankfurt (Oder).

Herzlichen Glückwunsch!

RUSSISCH

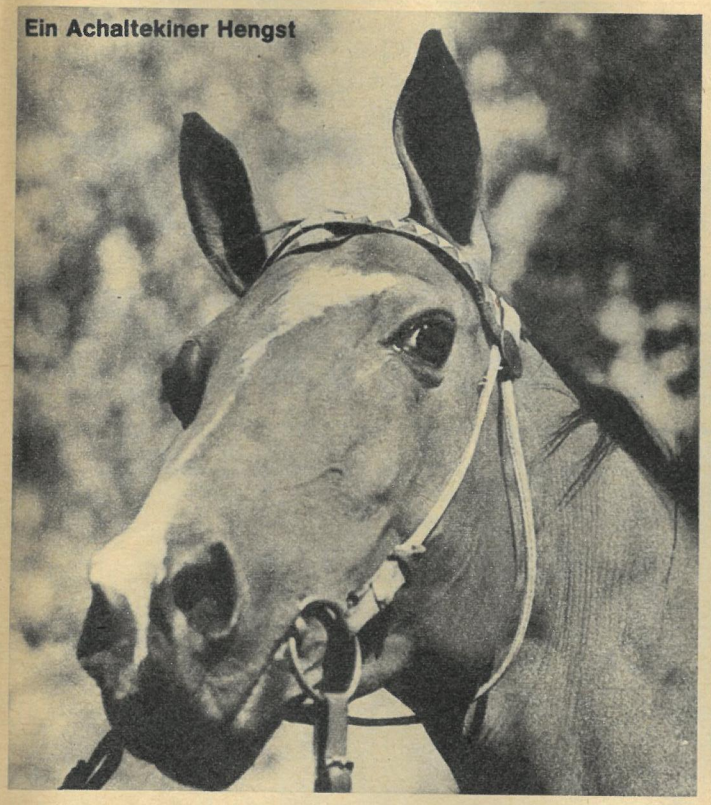
Auflösung der Preisfrage zu Lektion 6 (Heft 16/85):
1. Мне хочется попрощаться с вами. Я интересуюсь музыкой. Не забудь меня! Счастливого пути! 2. До **СВИДАНИЯ**! Leider haben sehr viele Leser „ich möchte“ mit мне надо übersetzt. Aber das bedeutet „ich muß“. Die Gewinner unserer letzten Lektion des FW-Lehrgangs „Russisch für Festivalgäste“ sind: Wilfried Derner, Berlin – er erhält ein Radio; Hans-Joachim Oertel, Karl-Marx-Stadt – an ihn schicken wir einen Bildband; Elfriede Riesner, Zwickau – sie bekommt ein Tablett. Wir freuen uns, daß sich auch zur 6. Lektion wieder viele Leser „auf die Schulbank“ gesetzt haben und danken herzlich allen, die unseren Lehrgang „besucht“ haben!

Flugzeuge

So war es richtig in Folge 5 „Flugzeuge der UdSSR“ (FW 16/85): Interflug übernahm folgende drei Iljuschin-Konstruktionen mit ihren Modifikationen: IL–14, IL–18 und IL–62. Es gewannen 150 M Oskar Graßmann, Ilmenau; 100 M Sabine Mahnke, Rostock; 50 M Jürgen Nojack, Könnern.

Leserfoto

„Ruhender“ am Strand von Suchumi. Abgeschirmt und dennoch mit der Kamera beobachtet. **Wolfgang Viebig, Dresden**



Ein Achaltekiner Hengst

Sie fragen – wir antworten

Heute Pferde

Ich warte noch immer auf die in der Serie „Pferde in der UdSSR“ (12–20/84) versprochene Würdigung der Achaltekiner… Sie sollen sich sogar als „Wüstenpferd“ bewährt haben.

Arthur Hofmann, Leipzig

In seinem Buch „Pferde“ schreibt Karlheinz Gleß: „Die Heimat dieser uralten Rasse ist Turkmenien, wo Nomaden schon in der Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeit Pferde züchteten, die größer und schneller als die urwüchsigen Steppenponys waren. Ihren Namen erhielten sie von der Achaltekiner Oase, die zwischen dem Kopet-Dag-Gebirge und der wasserlosen Sandwüste Karakum liegt. Gestüte gibt es dort noch heute. Die Pferde sind etwa 155 Zentimeter groß. Sie haben einen sehr trockenen Körper, das heißt nur Muskelfleisch und kein Fett, einen kräftigen Rükken, eine schmale Brust, sehnige, lange Beine und kleine, sehr feste Hufe. Fast alle Fellfarben kommen vor, vom Rappen bis zum Schimmel. Ein typisches Merkmal ist jedoch, daß jedes Fell golden schimmert. Manche dieser Pferde sind die begehrten Paßgänger. Aber berühmt wurden sie vor allem durch ihr unerschöpfliches Galoppiervermögen.“ Von dieser Ausdauer zeugt der Bericht von Wladimir Potapow, Mitglied der Geographischen Gesellschaft der UdSSR. Gemeinsam mit der Mitarbeiterin des Museums für Pferdezucht der Moskauer Timirjasew-Akademie, einem Inspektor vom Handelsministerium der Turkmenischen SSR und einem Kraftfahrer des Aschchabader Transportunternehmens Nummer 10 unternahm er einen Langstreckenritt von Aschchabad nach Gerkes und zurück: „Die Strecke war nicht einfach, mehr als die Hälfte führte durch die Wüste, der Rest durch Gebirge – bei Temperaturen bis zu 40 Grad im Schatten. Trotzdem bestanden Mensch und Tier diesen Test. Im Durchschnitt schafften wir 50 Kilometer pro Tag. Die Pferde trugen eine Last von 100 Kilogramm. Trotzdem erlahmten ihre Kräfte nicht, im Gegenteil, sie schienen sich eher zu verdoppeln. Es sind zähe Tiere, unsere heutigen Achaltekiner, ein Beispiel menschlicher Züchterkunst, das sich durch Jahrhunderte erhalten und verbessert hat.“

Preisfrage

Heft 18/1985

Wo befindet sich das historisch getreu rekonstruierte mittelalterliche Straßengeviert Spaliček?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 5 0 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 21/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 11. September 1985. Auflösung von Heft 16/85: „Atlantik“, „Atlantik-Supertrawler“, Gefriertrawler-Seiner „Orljonok“, Kühl- und Transportschiffe. Wir gratulieren Ulla Götz, Altwigshagen.

Mitreden können!

Der Russisch-Lehrgang („Russisch für Festivalgäste“, FW 11–16/85) ist zwar zu Ende, doch Ihre Leser erwarten von Ihnen gewiß eine Weiterführung. Ich auch! Mit der „Grammatikstrecke“ konnte ich so manche Klippe umschiffen.

Hildegard Rösler, Seebach

Während unseres Urlaubs in Bulgarien nahmen wir an einem Freundschaftstreffen mit Touristen aus Tobolsk teil. Ihr Lehrgang wird uns beim geplanten Briefwechsel weiterhelfen.

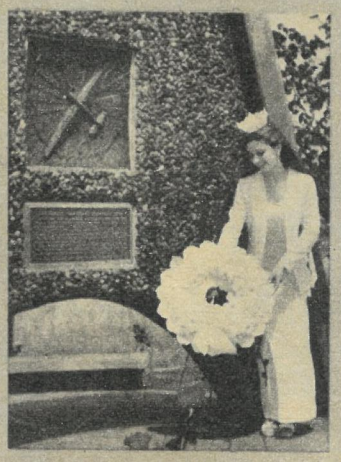
Kurt Majunke, Lohmen

Meine Meinung: ganz prima! Man staunt, was man von Schulzeiten her noch behalten hat bzw. was man wieder auffrischen müßte. Vor allem regte die Gestaltung an, sich mit dem Stoff zu beschäftigen. Eine Hilfe ist so etwas auch für Eltern mit schulpflichtigen Kindern, um mitreden zu können. Eine weitere Serie wäre zu begrüßen.

Eberhard Jeßner, Zwickau

Bitte setzen Sie Russisch fort! Viele Redewendungen haben mir im Urlaub und in Briefen geholfen.

Petra Krause, Zeitz



Tschkalow-Club in Vancouver

Eine Frage noch zu Ihrem Beitrag über den berühmten Testpiloten Tschkalow („Fliegen – solange ich die Erde sehe“, FW 11/85): Besteht das Denkmal in Vancouver noch?

Alfred Peim, Berlin

Ja, es befindet sich unter kommunaler Pflege (unser Foto). Auch eine Straße erinnert an den Nonstop-Flug der drei sowjetischen Piloten. Außerdem besteht so etwas wie ein Tschkalow-Fan-Club in der kanadischen Stadt. Verschiedene Menschen bewahren noch Erinnerungsgegenstände von diesem Flug auf, zum Beispiel Konservendosen und Bilder mit Autogrammen. 1977 war Igor Tschkalow, der Sohn des Fliegers, zusammen mit Baidukow und Beljakow zu einem Jubiläumsmeeting in Vancouver.

Karl-Heinz Eyermann

Thai Nguyen

Sie berichteten über ein Wunderkind aus dem Dorf Thai Nguyen in der SR Vietnam (FW 14/85). Ich war selbst zwei Jahre in Thai Nguyen. Das ist die Hauptstadt der Provinz Bac Thai mit etwa 200 000 Einwohnern. Seit vielen Jahren leben und arbeiten in Thai Nguyen DDR-Bürger und unterstützen dort den sozialistischen Aufbau. So wurden ein Stahl- und Walzwerk, eine moderne Drahtzieherei, eine große Näherei und eine Reparaturwerkstatt für Rundfunk- und Fernsehempfänger errichtet. Die Stadt besitzt ein Museum, ein Hotel, ein Stadion, ein Krankenhaus und große Neubauviertel und natürlich wunderbare fleißige Menschen. Sicher fehlt es noch an vielem, aber ein Dorf ist Thai Nguyen schon lange nicht mehr.

Bernhard Richter, Brandenburg

Nikaragua

Ihr Titelfoto zeigt die junge Angehörige der Volksmiliz von Nikaragua Emna Gomez. Immer und immer wieder mußte ich mir die junge Frau betrachten. Sie strahlt Optimismus und Lebensfreude aus, zeigt aber auch, daß die Jugend bereit ist, alles zu tun und manches zu entbehren, um ihre schwer errungene Freiheit zu verteidigen. Im Beitrag dazu („Nikaragua – nur eine Träne im Meer“, FW 15/85) ist es gelungen, uns diese Menschen nahezubringen – ihre Pläne, ihren Kampf, aber auch ihre Sorgen. Unsere Unterstützung ist ihnen gewiß!

W. Schott, Eilenburg

Merkzahlen

In der Ausgabe 14/85 habt Ihr über die „Wahre Schatzinsel“ geschrieben. Christoph Kolumbus entdeckte aber Amerika 1492! Diese Zahl gehört zu unseren Merkzahlen, die wir in der 7. Klasse lernten.

Annett Wegmann, Leisnig

Aber die Isla de los Pinos, über die wir in unserem Beitrag schrieben, entdeckte Kolumbus erst auf seiner zweiten Reise im Jahre 1494. Die Karte zeigt die Route dieser Fahrt (1493–1496). Am 12. 10. 1492 landete er auf der Insel Guanahani (San Salvador), wo er zum ersten Mal den amerikanischen Kontinent betrat.

Ein anderes!

Das Foto rechts oben auf der Leserbriefseite (FW 16/85, S. 45) zeigte nicht das Rila-Kloster, sondern das Batschkowo-Kloster. Ich erkannte das sofort, denn im Rila-Kloster war ich schon. Ein faszinierender Anblick, der Hof mit Galerien, Arkaden und Wandelgängen.

Die fast 3000 Meter hohen Rilagipfel bilden einen eindrucksvollen Hintergrund.

Volkmar Winkler, Mühlau

Das Batschkowo-Kloster liegt an der Strecke nach Plowdiw und ist auf der Liste der geschützten Denkmäler der UNESCO zu finden.

Herbert Limpert, Erfurt

Nach dem Rila-Kloster ist das Batschkowo-Kloster das zweitgrößte in Bulgarien. Es liegt in den Rhodopen.

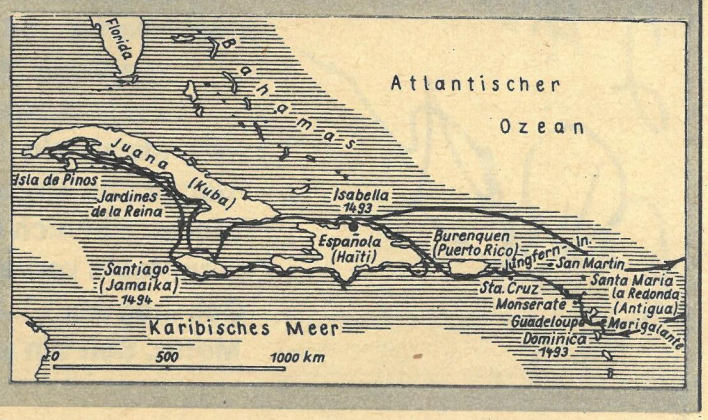
Hubert Postler, Heidenau

Herzlichen Dank allen Lesern, die uns auf den Irrtum aufmerksam machten! Diesmal zeigt unser Foto wirklich das Rila-Kloster.

Hinweis

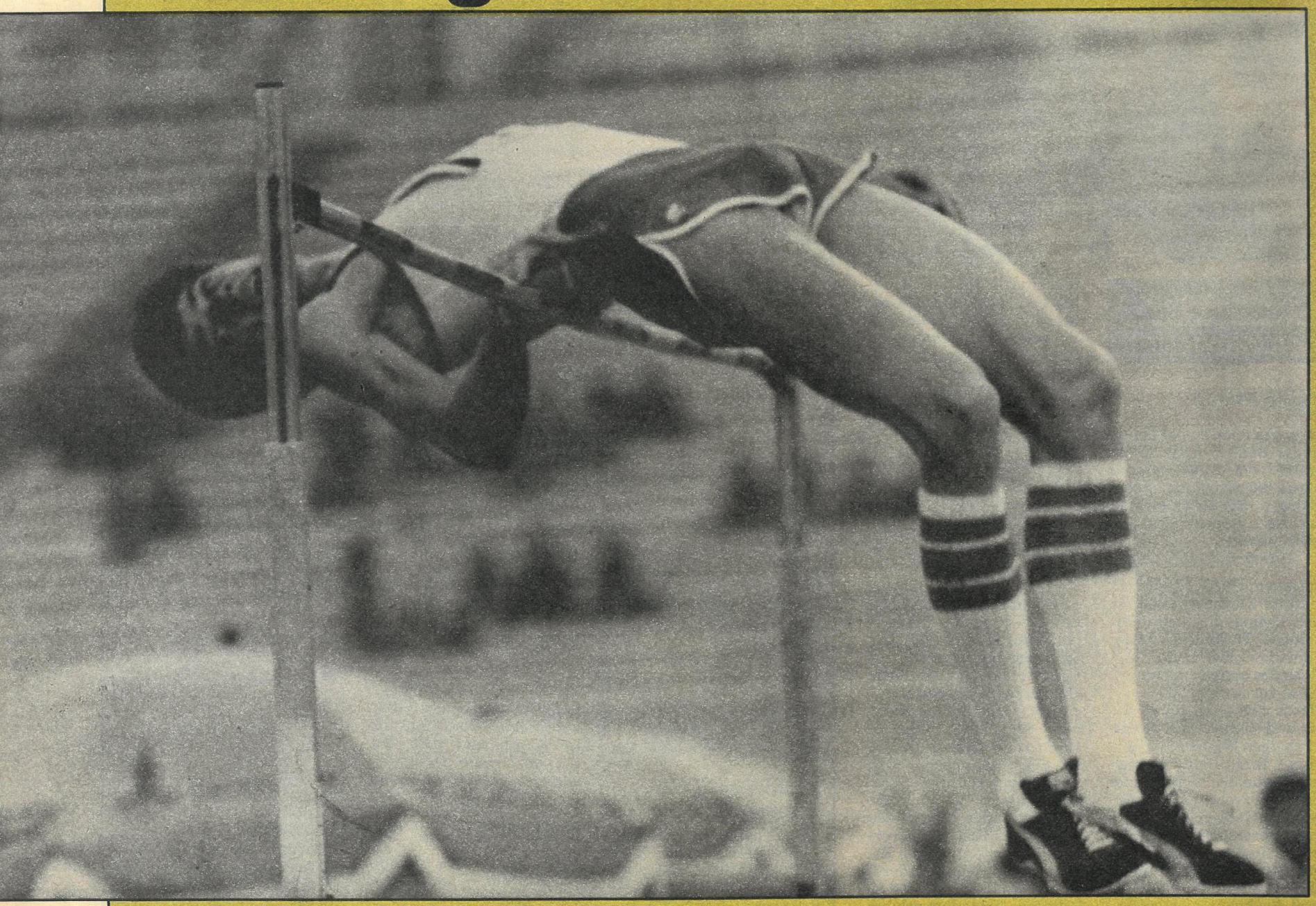
Nicht vergessen: Die Lösungen für das Reise-Rätsel (FW 17/85) bitte bis zum 10. 9. 1985 an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10!

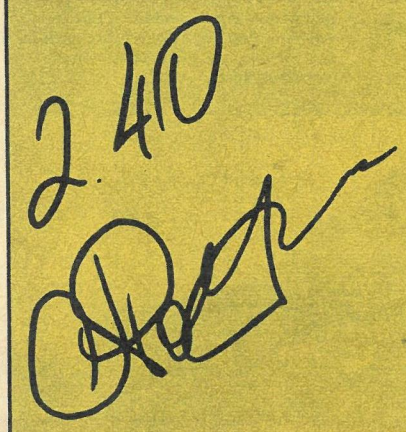
Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Wladimir Potapow, Archiv, Diana Gründer; Karte aus „Christoph Kolumbus“ von Klaus Bürger



Rudolf Powarnizyn nach diesem 2,40-m-Höhenflug von Donezk:

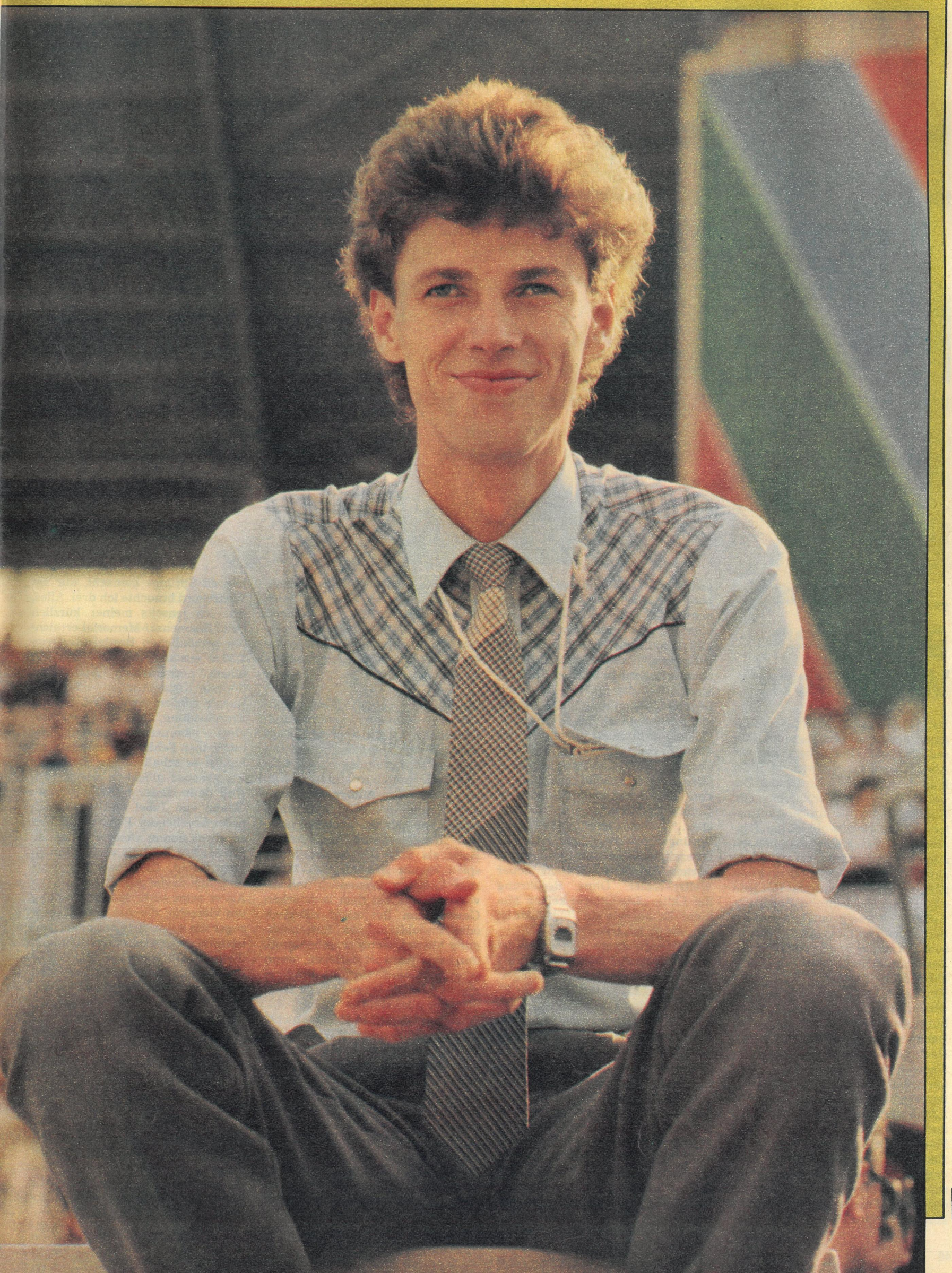
„Da dachte ich, nimmst gleich den Weltrekord"

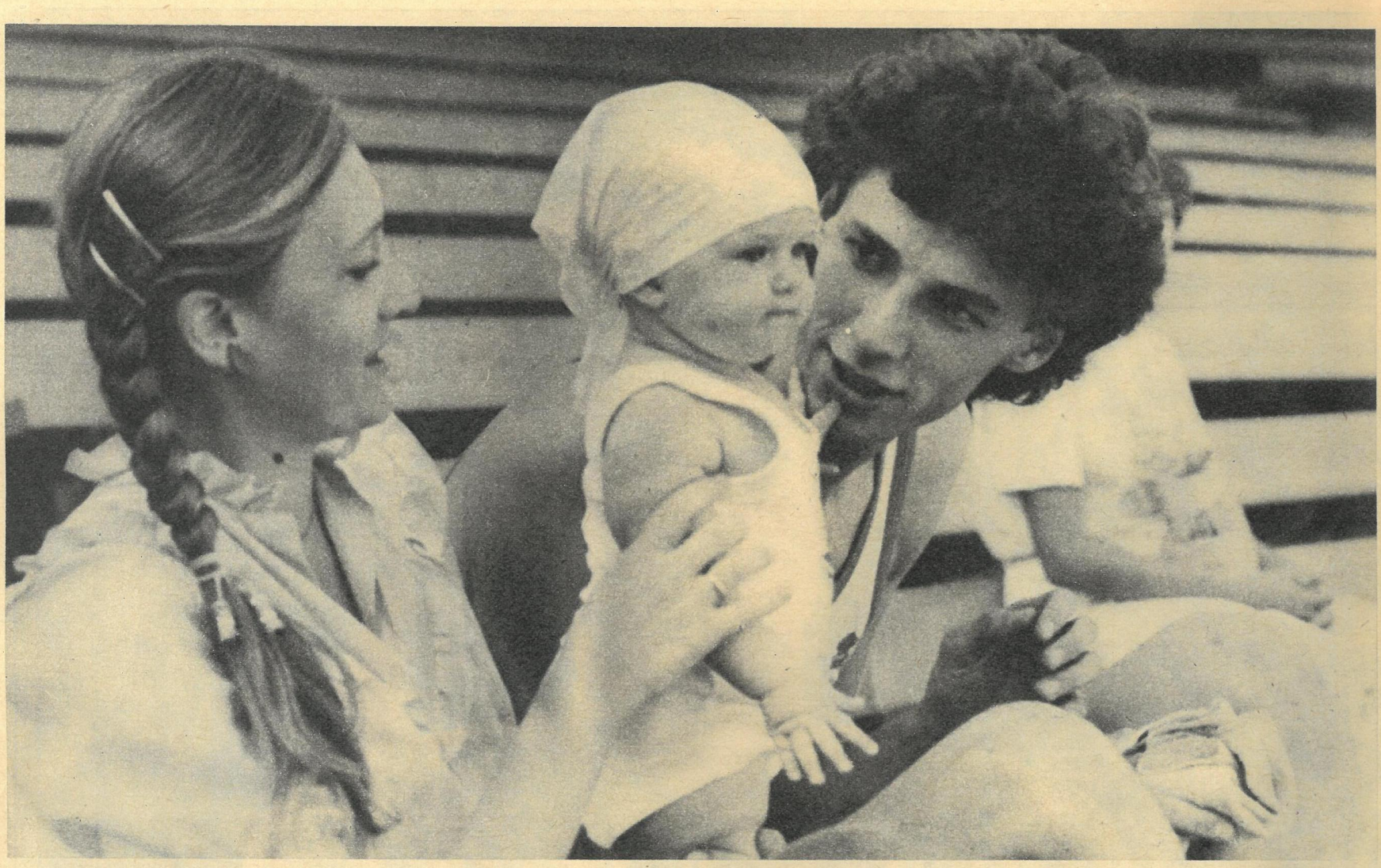




Vorm Ural, noch in Europa, liegt die Udmurtische ASSR. Ihre Metropole ist Ishewsk. Berühmter allerdings wurde eine andere Stadt in dieser Gegend. Sie heißt Wotkinsk. Dort stand die Wiege von Rußlands musikalischem Geistesfürsten Pjotr Tschaikowski. Dort begann hundertzweiundzwanzig Jahre später auch das Erdendasein eines jungen Mannes, dessen Anonymität sich über Nacht in weltweites Bekanntsein verkehrte: Rudolf Powarnizyn. Geboren am 12.Juli 1962. Größer als zwei Meter. Seit ein paar Tagen Sportstudent.

Als Nichttänzer, aber Tschaikowski-Fan verheiratet mit einer „klassischen" Solotänzerin namens Natalja Powarnizyna. Vor sieben Monaten Vater geworden. Und nun ein nie und nimmer „eingeplanter" Vorreiter für andere bei der Erfüllung eines großen sportlichen Traumes – des von Zhu und Sjöberg, Sereda und Mögenburg, die felsenfest daran geglaubt hatten, einer von ihnen werde es schaffen: die 2,40 Meter im Hochsprung. Der zuvorgekommene Powarnizyn: „Geträumt haben davon nicht nur die anderen, ich nämlich auch..."





„... nimmst gleich den Weltrekord“

Der 11. August. Donezk präsentiert einen der heißesten Tage des Jahres. 35 Grad Hitze, auch als der Abend hereinbricht, wird es nicht kühler. Bei 2,13 m steigt Rudolf Powarnizyn in die Konkurrenz ein. Derzeit ist das für ihn „ein normaler Beginn, gleichwohl ich im Training und bei kleineren Anlässen auch schon wartete, bis die Latte auf 2,15 m lag“. Er pokert und taktiert nicht, sondern nimmt fast jede nächstfolgende Höhe in Anspruch. Auf diese Weise gelangt er, und dabei ohne einen einzigen Fehlversuch, zu seiner neuen persönlichen Bestleistung von 2,29 m.

Diese Höhe meistert auch Anatoli Korobenko. Doch als Powarnizyn, wieder auf Anhieb, über die 2,32 m hinwegsteigt, bleibt er auf seiner Bank sitzen und kontert nicht. Nach der Anzahl der Versuche im Nachteil und in der Hoffnung, sein ein halbes Jahrzehnt jüngerer Konkurrent werde spätestens an den 2,35 m scheitern, will Korobenko dort seinen Sieg noch aus dem Feuer reißen. Aber er macht die Rechnung ohne den Wirt, reißt dreimal und scheidet aus – während Powarnizyn schon mit dem ersten Anlauf neuer ukrainischer Rekordhalter wird. Nun steht der vermeintliche Grünschnabel, ein Nobody des Hochsprungs, ohne Gegner da. Er hat schon gewonnen und überlegt, was er jetzt tun soll.

2,38 m auflegen lassen und damit versuchen, Valeri Seredas sowjetischen Rekord zu brechen? Oder – ojemine! – die 2,40 m? Die noch niemand übersprang? „Da dachte ich, nimmst gleich den Weltrekord. Um die Aufregung zu zügeln, redete ich mir ein, es sei halt nur Training. Denn dort habe ich schon öfter an dieser Höhe ‚gerochen‘ – eine Art Bekanntschaft mit dem Gefühl für das scheinbar Unmögliche...“ Nach zwei mißglückten Sprüngen, es ist genau 18.45 Uhr Ortszeit, wird Powarnizyn mit dem letzten Anlauf tatsächlich neuer Weltrekordler. Ohne Berührung der Latte. „Die zitterte keinen Moment. Es war wie ein Flug. Jetzt ist mir, als ob ich träume.“

Augenzeuge dieses Spektakels ist aus allernächster Nähe auch Sergej Bubka, der erste Stabhochspringer, der die sechs Meter bezwang. Er kann sich den Luxus leisten, in aller Seelenruhe zuzugucken, wie das Powarnizynsche Wunder mit den 2,40 Metern geschieht. „Weil Serjoscha neuerdings zuweilen dort seine Anfangshöhe wählt, wo andere Springer von Klasse die Segel streichen, war er auf der Anlage nebenan noch gar nicht in Aktion getreten, hatte also Zeit für mich“, erzählt Powarnizyn später. Und der Jubel um seinen Weltrekord legt sich erst, als sich Bubka nach übersprungenen 5,85 m ein weiteres Mal an den 6,01 m versucht.

(Übrigens mit einem neuen Stab, den er schon in Paris bei sich hatte. Extra für ihn geschneidert: Ein „Pacer III“ mit 5,30 m Überlänge und mehr nach vorn verlagertem Schwerpunkt. Jetzt kann er noch höher greifen!)

★

Eine Woche später. Europacupfinale im Moskauer Leninstadion. Powarnizyn ist da, aber er springt nicht. In den Gängen und auf der Tribüne wird er umlagert von Fotoreportern und Journalisten aus aller Welt, von Autogrammjägern und Neugierigen, die ihn sehen wollen, weil sie ihn noch nie gesehen haben. Seine ungewohnte Rolle als Star der Leichtathletik spielt er mit Bravour. Ein Mann zum Anfassen: Freundlich und zuvorkommend, bei dem lautstarken Gewese um ihn nicht mürrisch oder unduldsam, um Entschuldigung bittend, wenn er gehen muß, um keine Antwort verlegen, wenn er gefragt wird. Und die Fragerei nimmt kein Ende, zwei Tage lang, bis jeder alles weiß.

Warum springt er in Moskau nicht? Er, der Weltrekordler? Was Rudolf Powarnizyn dazu zu sagen hat, kann niemand entkräften. Zum einen war er noch gar nicht Mode, als die sowjetische Europacupmannschaft formiert wurde. Obwohl das hätte neu entschieden werden können, gab es noch etwas anderes, Wichtigeres: „Donezk war ein überwältigendes Erlebnis für mich. Auch ein Kraftakt, der mich physisch und psychisch bis zum letzten forderte. Ich habe über neun Hohen elf Sprünge gemacht, nur am Weltrekord brauchte ich drei. Alles, was ich jenseits meiner kürzlich beim Snamenski-Memorial erreichten persönlichen Bestleistung von 2,26 m zustande brachte, war mit einem permanenten Appell an höchste Konzentration verbunden. Immer wieder – vor allem bei der Entscheidung, die 2,40 m zu versuchen – hämmerte ich mir ein: Jetzt nur keinen Fehler machen, denn du kannst es schaffen! Am Ende war ich genauso glücklich wie kaputt. Und dann dieser mir unbekannte Genuß von Jubel und über mich hereinbrechender Popularität. Wer so etwas kennt, weiß, wie das ist. Ein solches Erlebnis verfliegt nicht über Nacht. Es dauert Tage, bis man sich davon ‚erholt‘ hat...“

Als er seine bisherige Bestleistung um vierzehn, die aus dem Vorjahr sogar um achtzehn Zentimeter verbesserte, war von einer Sensation die Rede. Doch so ungewöhnlich ist das nicht. Es gab in der Welt schon andere Hochspringer solchen Kalibers. Gerd Wessig zum Beispiel. Als er das olympische Jahr 1980 begrüßte, gehörte er mit 2,21 m längst nicht zu den Besten. Doch in Moskau gewann er mit dem Weltrekord von 2,36 m die Goldmedaille. Beim Europacupfinale siegte der Tschechoslowake Jan Zvara: Voriges Jahr 2,20, jetzt Landesrekordhalter mit 2,33 Metern! „Ich weiß nicht, ob ich nach meinem zweifellos enormen Leistungssprung nun sagen kann, die 2,40 m seien für mich als psychologische Barriere völlig verschwun-

den", philosophiert Powarnizyn. „Vielleicht ist sie für mich nicht mehr so erdrückend wie bei anderen, die sich schon seit langem um dieses ‚Erstrecht' bemühten. Doch traue ich mir jetzt zu jeder Zeit 2,32 bis 2,35 m zu. Und was hinter dem neuen Weltrekord noch kommen sollte, und es kommt ganz bestimmt noch etwas, ist ohnehin Arbeit, nichts als Arbeit. Wer mich fragt, was man in drei Jahren machen muß, um Olympiasieger zu werden, dem würde ich antworten: Die 2,38, vielleicht sogar die 2,40 Meter schon im ersten Versuch. Es sind schon jetzt genügend Springer da, die das bewerkstelligen können. Drei, vier bestimmt."

★

Gab es für seinen Vornamen Rudolf einen besonderen Anlaß? „Nein, Mutter fand ihn so schön." Was hält der Ehemann einer Kiewer Primaballerina vom Tanzen? „Sehr viel – ich versäume kaum einen Auftritt meiner Natascha." Hat er, trotz Weltrekord-„Streß", die Aufnahmeprüfung an der Sporthochschule bestanden? „Das Erfolgserlebnis war gleich doppelt: Zuerst die 2,40 m, dann die Immatrikulation. Jetzt darf ich mich Sportstudent nennen." Kann er sich noch an seinen ersten Auftritt als Hochspringer erinnern? „Ich war zwölf Jahre alt, als ich mit antiquiertem Scherstil 1,35 Meter überquerte. Zuvor spielte ich Basketball, hatte schon damals mit 1,70 Metern Körpergröße das richtige Maß dafür."

Powarnizyns Trainer heißt Wladimir Kiba. Auch ein Hochspringer, mit einer Bestleistung von 2,25 m aus dem Jahr '78. Er erinnert sich genau an den Tag, da er Powarnizyn zum ersten Mal begegnete. „Das war in Tallinn. Rudolf, siebzehnjährig, übersprang 1,95 Meter. Mit dem Flop, den er bei seinem Entdecker Wladimir Reut gelernt hatte. Seitdem ist er bei mir. Der andere Springer aus meiner zweiköpfigen Trainingsgruppe ist auch ein guter: Wladimir Granenkow, Bestleistung 2,33 Meter, Außer-Konkurrenz-Sieger bei ‚Drushba 84' – er schlug den ‚richtigen' Sieger Sereda um sechs Zentimeter. So etwas gibt's eben auch."

An seinem Schüler, der jetzt Weltrekord sprang, hat Kiba viele gute Seiten entdeckt. „Ich kann zwar nicht sagen, daß die Arbeit mit Rudolf völlig problemlos verläuft, aber er läßt sich steuern, weil er viele Charaktereigenschaften besitzt, die ihn vorwärtsbringen. Von seinen anatomischen Voraussetzungen ganz zu schweigen – 2,01 Meter groß, 75 Kilogramm schwer, in Anlauf und Absprung mit Potenzen ausgestattet, die ihm kaum Grenzen setzen. Er ist kein Brumel und auch kein Tarmak. Diese beiden waren genial, aber sehr unterschiedlich in ihren Wesenszügen: Der eine Sturm und Drang, der andere ein Phlegma. Powarnizyn bewegt sich in der Mitte. Er ist psychisch sehr ausgeglichen. Bei Siegen, die so zahlreich noch nicht sind, bleibt er ebenso gelassen wie bei Niederlagen. Diese Eigenschaften, gepaart mit dem äußersten Willen zu siegen, waren von fundamentaler Bedeutung, als er sich in Donezk an den Weltrekord heranmachte. So und nicht anders ist man zu Großem fähig."

Bild oben links: Familie Powarnizyn. Natalja, die Solotänzerin, Kristina, die sieben Monate alte Tochter, Rudolf, der neue Weltrekordler. Bild oben rechts: Trubel im Moskauer Leninstadion – Powarnizyn ist erschienen! Bild unten rechts: Powarnizyn beim Training. Als er Weltrekord gesprungen war, sagte UdSSR-Cheftrainer Igor Ter-Owanesjan: „Jetzt sieht man's, daß dieser Bursche eine Zukunft hat."

★

Rudolf Powarnizyn ist der vierte sowjetische Hochspringer, der einen Weltrekord markierte. Begonnen damit hat Juri Stepanow, der sich 1957 mit 2,15 m an die Seite des amerikanischen Olympiasiegers Charles Dumas stellte. Dann kam die Ära des Valeri Brumel, des wohl „aufregendsten" Hochspringers aller Zeiten. Sechsmal hintereinander Weltrekord und erst entthront, nachdem der Flop erfunden wurde und jemand auftauchte, der diese neue, revolutionierende Technik besser beherrschte als deren Erfinder. Fast anderthalb Jahrzehnte nach Brumel erschien der Sunnyboy Wolodimir Jaschtschenko. Ein Talent von Seltenheitswert – im Freien 2,34, in der Halle sogar 2,35 Meter!

Der Vierte im Bunde ist nun Rudolf Powarnizyn. Wer zuerst die 2,40 Meter übersprang, wird sich die Frage gefallen lassen müssen: Was nun? „Es wird weitergehen. Die Zeit kommt, da von der ‚psychologischen Barriere' 2,40 m keine Rede mehr ist. Dann wird's eine neue geben." Vielleicht ist es die, die Prognostiker für das olympische Jahr 1988 voraussagen: 2,45 Meter. Und wenn's damit so weit ist, wird wohl daran gedacht werden, wer eines Tages auch noch die zweieinhalb Meter schafft. Und w i e er das macht!

Das wird wohl das größte Fest des Hochsprungs werden. Ob wir damit Geduld haben müssen, bis das nächste Jahrtausend beginnt? Vom ersten 2,20- bis zum ersten 2,30-m-Sprung dauerte es dreizehn, vom ersten 2,30- bis zum ersten 2,40-m-Sprung zwölf Jahre. Wir könnten's also auch vorher noch schaffen...

Hans Richard Vollbrecht

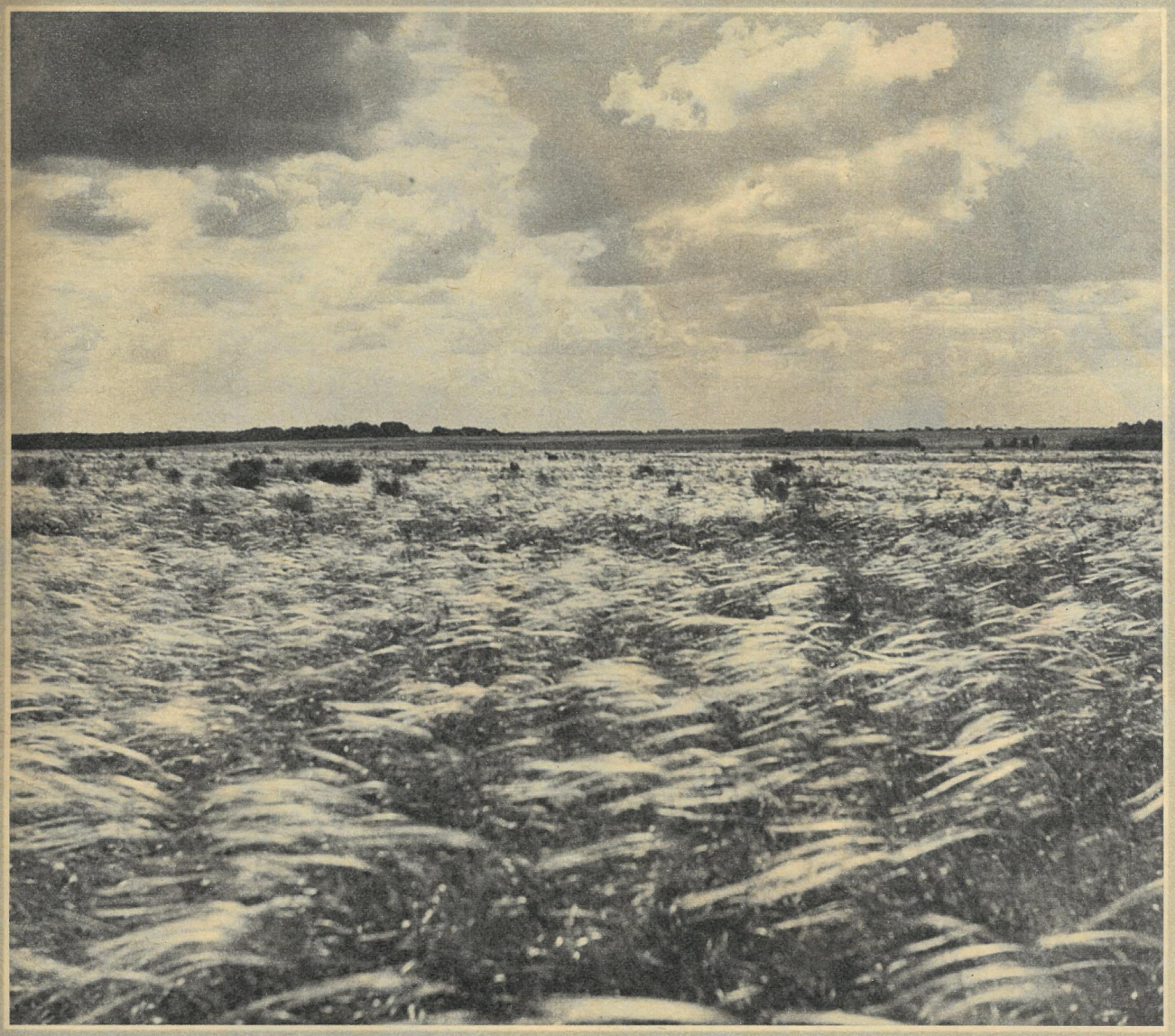
Fotos: Volkmar Billeb (2), Oleg Sumaschwili (3)

LANDSCHAFT IN UNSERER HAND

Foto links oben: Pflanzen der Wiesensteppe – Margerite, Kleines Mädesüß, Zottiger Klappertopf, Blutroter Storchschnabel, Färberginster, Wundklee. Rechts oben: Frühlings-Adonisröschen (NSG Pontische Hänge bei Mallnow). Links unten: aus der reichhaltigen Insektenwelt – Zebraspinne mit Eikokon. Rechts unten: Aufrechte Waldrebe in der Strelitzensteppe (Schwarzerde-Naturschutzgebiet, UdSSR).

Federgras unterm Steppenwind

Von den Steppen Eurasiens gibt es auf dem Territorium der DDR nur noch „Vorposten". Nach Osten wird das Grasland immer häufiger; bis nach Sibirien bildet es die Südgrenze der Laubwaldzonen.



Eines unserer Naturschutzgebiete am Rande des Odertals trägt den Namen „Pontische Hänge". Es sind waldfreie, höchstens von schütterem Gebüsch bewachsene Sand- und Mergelhänge mit einer artenreichen Steppenflora. In den Bezirken Halle und Erfurt, dort im „Regenschatten" von Thüringer Wald und Harz, wiederholen sich solche Bilder.

Woher haben nun die „Pontischen Hänge" der Mark ihren Namen? Er stammt vom „Pontos euxeinos", der griechischen Bezeichnung für das Schwarze Meer. Aus den Ebenen nördlich des „Pontos" breiteten sich vor etwa 8000 Jahren während einer nacheiszeitlichen Wärmeperiode dort heimische Pflanzen- und Tierarten bis nach Mitteleuropa aus. Als das Klima hier in den folgenden Jahrtausenden kühler und feuchter wurde, erlagen die meisten der ausgewanderten Steppen-Lebensgemeinschaften den nunmehr klimatisch begünstigten Baum- und Straucharten, also unseren „Waldbildnern". Nur an wenigen Standorten mit extrem trokken-warmem Lokalklima überdauerten sie bis heute.

Wo Steppen an das Laubwaldgebiet grenzen, haben sie als „Waldsteppen" den Charakter einer offenen Parklandschaft. Der Graswuchs zwischen den spärlichen Eichenwaldresten ist dicht, der Anteil an Kräutern in den gehölzfreien Rasenfilzen noch recht hoch; daher spricht man auch von „Wiesensteppen" – im Unterschied zu den südlich anschließenden „typischen Steppen", in denen Steppengräser absolut vorherrschen.

Was den Menschen auf den ersten Blick begeistert, ist die Weite der Steppe, ihr Reichtum an Pflanzenarten, der sich gerade auf den Wiesensteppen vom zeitigen Frühjahr bis zum Hochsommer in immer neuer Blütenpracht offenbart. Kaum ist der Schnee verschwunden, so erscheinen blauviolett die ersten Kuhschellen und blaßgelb die Staubgefäßährchen der winzigen Erdsegge. Im Mai öffnen sich die stattlichen goldgelben Blütensterne des Frühlings-Adonisröschens, während die Kuhschellen langsam abblühen und die weißen Schöpfe ihrer Fruchtstände zeigen, oft in Nachbarschaft mit dem hellen Blau der Steppenhyazinthe.

Danach wird es grün in der Steppe. Die Frühjahrsblüher verschwinden, und es zieht, wie der Botaniker sagt, der Spätfrühlings-. und Frühsommeraspekt herauf. Eine der buntesten Phasen des Jahres: Über dem noch frischen Grün schimmern in zartem Blau Tausende von Vergißmeinnicht, durchsetzt mit den gelben Tupfen von Frühlingskreuzkraut und Hahnenfuß. Diese Pracht kann noch durch das Violett des Wiesensalbei und die großen gelben Blüten des Wiesen-Bocksbartes gesteigert werden; vereinzelt zeigen sich die weißen Grannen des Federgrases.

Im Juni schmückt sich die Steppe weiß-bunt. Zu Tausenden erscheinen die weißen Blütenköpfe der Wiesen-Margerite, des Bergklees und des Kleinen Mädesüß, übersät mit den gelben Farbtupfern von Wundklee, Zottigem Klappertopf oder Färberginster oder den fast dunkelvioletten des Blutroten Storchschnabels. Jetzt ist ein Höhepunkt der Farbenpracht erreicht. Die rosa Esparsette, das gelbe, schwer duftende Echte Labkraut, sowie Rittersporn und Schwarzer Germer beschließen den bezaubernden Blütenflor.

Diese Vielfalt ist auch in den Weiten der pontisch-sarmatischen Steppen nicht allein naturbedingt; die buntesten Teppiche entfalten sich dort, wo etwa eine zweijährige Beweidung mit einjähriger Ruhepause wechselt, wo also der Mensch oft und dabei nur mäßig in die Vegetation eingreift.

In Steppen, die längere Zeit unbeweidet bleiben, kann das Federgras zur Vorherrschaft gelangen und im Sommer riesige Weiten in ein flimmernd-weißes Meer seiner im Winde flatternden Federgrannen verwandeln – ein überwältigender Anblick (links: Zentrales Schwarzerde-Naturschutzgebiet bei Kursk)!

Je ausgedehnter die Äcker auf den Löß-Schwarzerden wurden, desto mehr wuchs das Risiko der Winderosion. Bereits vor 140 Jahren begann man mit der Anlage flurschützender Gehölzpflanzungen; fast ein Jahrhundert später wurde daraus in der Sowjetunion ein Programm, das, in größtem Umfang realisiert, zu nennenswerten Ertragssteigerungen in der Feldwirtschaft führte. Wer sich verdeutlicht, daß diese Pflanzungen gegen schärfste Konkurrenz der Steppenvegetation angelegt, erzogen und erneuert werden müssen, der kann ermessen, welch großer gesellschaftlicher Einsatz zur Stabilisierung eines leistungsfähigen Ackerbaues selbst in diesen von Natur fruchtbaren Landstrichen erforderlich ist.

Naturschutzgebiete in den sozialistischen Staaten dienen dazu, einige der charakteristischen Erscheinungsbilder solcher Graslandschaften zu erhalten. Dort kann sich der Artenreichtum der Pflanzenwelt, können sich zahlreiche Tierarten entfalten, jede in ihrem Formenreichtum, vom Innersten der Steppen bis zu ihren fernsten Vorposten im Odertal.

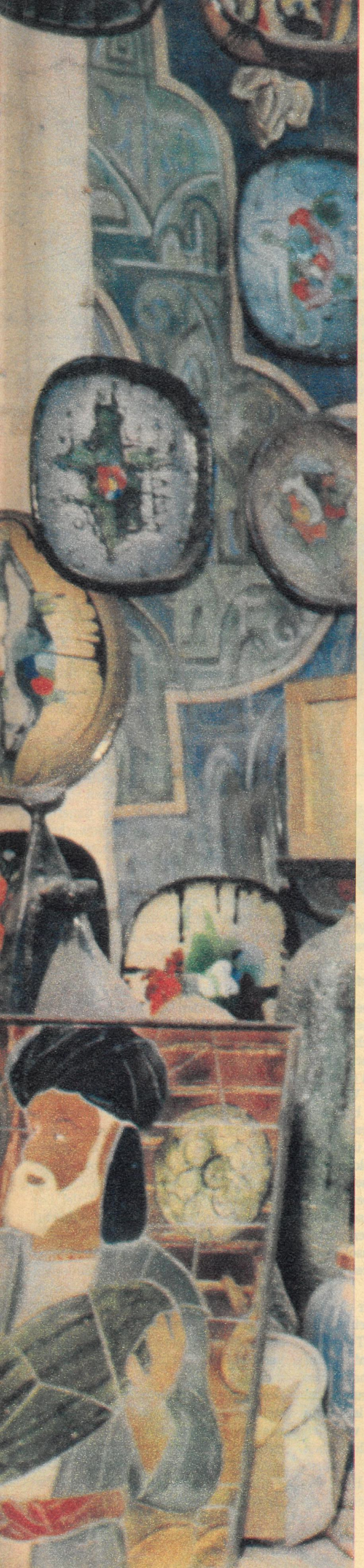
Dr. K. H. Großer

Fotos: Dr. Großer (4), W. Fiedler

Blau

Blau ist die Kuppel des Gur Emir in Samarkand, der Grabstätte Timur Tamerlans, des lahmen Welteroberers. Blau sind die Fassaden von Medresen und Moscheen in Buchara und Chiwa. Bevorzugt wurde diese Farbe bereits für Gefäße, die in der uralten Hauptstadt Afrasiab vor den Toren Taschkents ausgegraben wurden. War es der fast immer blaue Himmel über Mittelasien, der die Töpfer und Keramiker inspirierte, oder das Wasser, das einst so rar in der Hungersteppe war? Für Alexander Kedrin, den Keramiker in Taschkent, war es die Farbskala, die die Kosmonauten sahen, von grellem Weiß bis zu tiefem Nachtblau: So sollte eine Metro-Station, die „Station der Kosmonauten" gestaltet werden. In Taschkent besuchten Dieter Heimlich (Text) und Alfred Paszkowiak (Fotos) den Künstler.

aus dem All



Bankettsaal, Hintergrund:
Fläche mit stilisierten Blüten.
Einzelblüte links oben.

Blau aus dem All

Unter den Leitern aller Baustellen der Welt muß es eine Verabredung geben. Bevor sie ihr Werk der staunenden Mitwelt freigeben, hängen sie Schilder davor. Darauf steht, in welcher Sprache oder Schrift auch immer, BETRETEN VERBOTEN!

Alexander Kedrin hatte in sein Haus eingeladen. Ein schnurriges Eigenheim, dessen oberes Geschoß nicht nur auf einer soliden Treppe innen, sondern auch von außen über eine Art Hühnerleiter erklommen werden kann. Daneben kauert das Atelier. Eine große Kunstgarage voller Proben und Entwürfe, Plastiken, Schalen, Platten... Irgend jemand hat für unsere Sprache das scheußlich-schöne Wort von der „Kunst am Bau" erfunden. Also so etwas macht Kedrin.

Wenn der Mittvierziger seinen Werdegang zusammenfaßt, wirkt er etwas dürr: 1957 Abschluß der Schule, 1965 die Kunsthochschule beendet, zwei Jahre später Kandidat des Künstlerverbandes, seit 1971 Mitglied, seit 1983 auch Mitglied des Architektenverbandes, Punkt.

Der Weg durch sein kleines Haus illustriert, wie Kedrin zu dem wurde, was er heute schon ist – ein Meister.

Er zeigt uns ein Bildnis seines Vaters, von dessen Freund gemalt. Und ein Bild von des Vaters Hand. Wenjamin Kedrin sen. war Hochschullehrer für Grafik an der Akademie in Leningrad. An seiner Seite nahm der Sohn an Ausgrabungen teil, in Mittelasien: Erstes Begreifen der vorusbekischen Kulturen in dieser Landschaft.

Im Treppenhaus unterschiedliche Keramiken, aber auch ein bemaltes Metall-Tablett an der Wand. Darauf ein Reiter auf blauem Pferd, der eine Großkatze erlegt hat. Eine stark stilisierte vergrößerte Miniatur. Ist Kedrin Maler?

„Als ich mich für die Kunst zu interessieren begann, arbeitete mein Vater gerade an der Sammlung und wissenschaftlichen Bearbeitung von Ornamenten an der Architektur Usbekistans. Er stellte für ein Museum eine große Dokumentation zusammen. Ich fand Spaß daran, ihm zu helfen. Als meine erste eigene Arbeit zu diesem Thema gedruckt wurde, war ich gerade achtzehn. Noch heute bin ich der Ansicht, daß im Ornament eine vielschichtige ästhetische Information liegt. Ich versuchte, sie verstehen zu lernen.

Doch damals packte mich ein völlig neues Erlebnis. Mein Vater nahm mich mit nach Moskau. Ich schlenderte durch die Museen. Stand zum ersten Mal vor Bildern der französischen Impressionisten. Stand wie erstarrt. Ich kann sogar noch sagen, welches Bild mich am tiefsten beeindruckte. Es war die ‚Blaue Tänzerin' von Degas. Das kleine Pastellbild löste etwas in mir aus. Ich bat meinen Vater, er möge mir Malzeug kaufen. Damit unternahm ich meine ersten Versuche, vor der Natur zu malen.

Nach dem Schulabschluß hatte ich Zeit und Gelegenheit, Restauratoren bei der Arbeit zuzuschauen, sogar mitzuarbeiten. Dabei erwachte erstes Verständnis für Architektur. Sicher schien mir bis dahin nur, daß ich Kunst studieren müsse. Wofür ich wirklich begabt war, wußte ich noch nicht."

Während uns Alexander Kedrin weiter begleitet, vorüber an Gobelins, Plastiken, Bildern, teils Erbstücke vom Vater, teils Geschenke von Freunden, verliert er sich anscheinend im Gespräch. Er schlägt einen Bogen von alter usbekischer Poesie zu Hafis und François Villon, knüpft Sentenzen, Aphorismen und Bemerkungen über Liebeslyrik zu einem Knoten:

Er möchte in seinen eigenen Arbeiten die „Kunst des Ostens", wie er sagt, in etwas Neues einschmelzen.

Widmung des Keramikers an den Töpferberuf

Das königliche Blau

Vor dem Besuch in der Künstlersiedlung hatten wir bereits eines der Hauptwerke Kedrins gesehen: seine Arbeiten im „Palast der Völkerfreundschaft" von Taschkent. Ein Ballettabend war angesagt. In feierlicher Ruhe strömten Hunderte, dann Tausende von Menschen zum Palast.

Das ganze Bauwerk ist aus Material errichtet, das aus Usbekistan stammt. (Mit einer Ausnahme: Die großen Kronleuchter im Foyer in Form usbekischer Trauben steuerten ČSSR-Künstler bei.) Auf dem Fußboden aus weißem Marmor ragen Säulen hoch, aus demselben Material in hellgrau. Festsaal und Banketträume werden vom Foyer umschlossen. Genauer: Von einer Keramikwand in königsblau, wie die Maler dazu sagen.

Die Besucher des Balletts stärkten sich vor der Aufführung mit einem Glas Sekt oder einem kleinen Imbiß in zwei Banketträumen, rechts und links vom Festsaal. Wenn sich die schwer geschnitzten Türen links öffnen, schaut der Betrachter zuerst auf eine Wand, ach was, eine tonrote Ebene. Aus deren Grund erhebt sich anscheinend ein Blütenbaum. Der Untergrund des Wandbildes besteht aus Kacheln in der Farbe usbekischer Felder. Daraus strecken sich dem Besucher stilisierte Blüten entgegen. (Auf der Seite 52 ist links außen solche Blüte abgebildet!) Der rechte Bankettsaal ist mit einem fast gleichen Wandbild geschmückt. Hier scheinen die Blüten aus einem blaugrünen Wasser herauszuwachsen. Das ist längst keine Zutat zum Bauwerk mehr, das Wandbild ist Bestandteil der Architektur.

„Keramik hat bei uns sehr alte Tradition. Vor etwa zwanzig Jahren fand ich heraus, daß der Ton mir fast unbegrenzte Gestaltungsmöglichkeiten eröffnete. Ende der siebziger Jahre traten die Architekten des Palastes an mich heran, um mich für die Mitarbeit zu gewinnen. Das schien mir eine leichte Aufgabe. Doch rasch stellte sich heraus, daß mein Ziel, eine hohe Einfachheit zu gewinnen, mir künstlerisch zu schaffen machte. Allein die Wände im Vestibül, die den Festsaal umschließen, bestehen aus viereinhalbtausend Quadratmetern blauer Kacheln. Ich hatte viel über den technischen und den technologischen Prozeß bei der Gestaltung so großer Wandflächen zu lernen. Dabei wurde mir klar, was für Meister unsere Vorfahren gewesen sind. Die haben mittelalterliche Moscheen und Mausoleen in zwei, drei Jahren mit den kostbarsten Keramiken ausgestattet."

Im „Haus des Films" sahen wir eine andere Arbeit Kedrins: Hinter einer Bar erheben sich in goldbraunem Ton stark vereinfachte Umrisse berühmter alter Bauwerke. Formen, die er einander so zugeordnet hat, daß der Eindruck ständiger Bewegung entsteht. Es ist genau die Vereinfachung, wie sie vor sich ging, als Menschen aus Bildzeichen Schriftzeichen entwickelten. Kedrin leugnet diese Absicht nicht: Hier verschmelzen Tradition und Moderne.

Das unterirdische Blau

„Vor drei Jahren kamen die Metro-Erbauer und beauftragten mich mit der Gestaltung der ‚Station der Kosmonauten'. Im November 1984, zum 60. Jahrestag Sowjet-Usbekistans, sollte die neue Metro-Linie eröffnet werden. Ich mußte mich in das Thema hineinarbeiten. Im Atelier haben Sie die große Schale (Weltall) mit der kleinen Kugel (Erde) gesehen." (Vorangehende Seiten, Foto in der Mitte, Vordergrund!)

„In dem Blau, wie es Gagarin als erster Mensch gesehen hat. Dann aber wurde mir klar, daß zu viel plastische Form zwischen Schalterhalle und Bahnsteig die Menschen einfach ‚erschlägt'. Ich suchte nach einer strengeren Form: Die Wände entlang der Gleise müssen anzusehen sein wie der blaue Himmel. Die Decke aus Aluminium gestaltet, die Säulen wie Rauchglas. Die Gliederung soll Bewegung, soll Tempo assoziieren. Ein kleines Stück Raumfahrteindruck unter der Erde! Letzten Endes geht es um das uralte Thema der Beziehung zwischen Raum und Zeit."

Im Atelier hat er unterschiedliche Themen in ebenso verschiedenen Techniken vorzuweisen: Pokalentwürfe für die Moskauer Olympischen Spiele. Ein verknäultes Gebilde aus Schamotte – Ringer! Daneben ein Bildnis des usbekischen Nationaldichters Alischer Nawoi, das noch unter dem Einfluß des Vaters entstanden war: Kedrins erster Versuch, ein Mosaik zu gestalten. Welch weiter Weg von dieser traditionellen Arbeit vor 25 Jahren bis zur heute erreichten Abstraktion seiner Themen.

Seit Jahren unterhält Kedrin dauernde Kontakte zu den Kunsthandwerkern, den Künstlern aus dem Volk, wie er sie respektvoll nennt. Neben den Gipsschneidern, Holzschnitzern, Metallbearbeitern und Teppichwebern stehen ihm die Töpfer am nächsten.

Aber: „Der usbekische Keramiker identifiziert sich merkwürdigerweise mit Gefäßtöpferei. Mein eigenes Schaffen ist jedoch eine Antithese dieses Gedankens. Sie werden bei mir keine Vase finden. Ich will mit meinen Arbeiten beweisen, daß die usbekische Keramik vor allem anderen Architektur-Keramik, monumental und dekorativ sein muß."

Und doch verbindet Töpfer und Keramiker das Material, das sie nutzen: An der Wand eines Treppenaufgangs hängt einer seiner Wandteller zu diesem Thema. Ein Töpfer mit seiner Drehscheibe. Über dessen Kopf steht, in der alten kufischen Schrift, die Zeile: Der Töpfer ist es, der aus Erde Gold macht!

★ ★ ★

„Das wirkliche Blau", eine Erzählung von Anna Seghers, berichtet äußerlich vom Schicksal mittelamerikanischer Töpfer. Der innere Gehalt der Erzählung könnte Kedrin meinen: Die Leistung eines Künstlers, an seinem, unverwechselbar seinem Ziel anzukommen...

Demnächst wird in einer Kedrin-Ausstellung in Berlin nachzuprüfen sein, wie weit er sich seinem Ziel genähert hat. Am Zentralen Haus der DSF wird hoffentlich kein Schild hängen „Eintritt erwünscht!" Es macht nicht so neugierig wie ein Verbot.

Alexander Kedrin auf der Treppe,
mit Freund, seiner Frau und den Kindern.

Im nächsten Heft:

Neuer Sammelbeitrag innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR“

Die Kalmykische ASSR...

...wird in unserem 18. Sammelbeitrag vorgestellt. Auf 26 Seiten berichten FW-Reporter Gisela Reller (Text) und Detlev Steinberg (Fotos) über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einer mongolischsprachigen Völkerschaft, die im europäischen Rußland ihre Heimat gefunden hat.

Foto: D. Steinberg

Wieder sind –**bei Auffinden des richtigen Lösungswortes** – Souvenirs aus dem fernen Kalmykenland und Geldpreise (1. Preis: 1000 Mark) zu gewinnen.

Am Rande des Lebens...

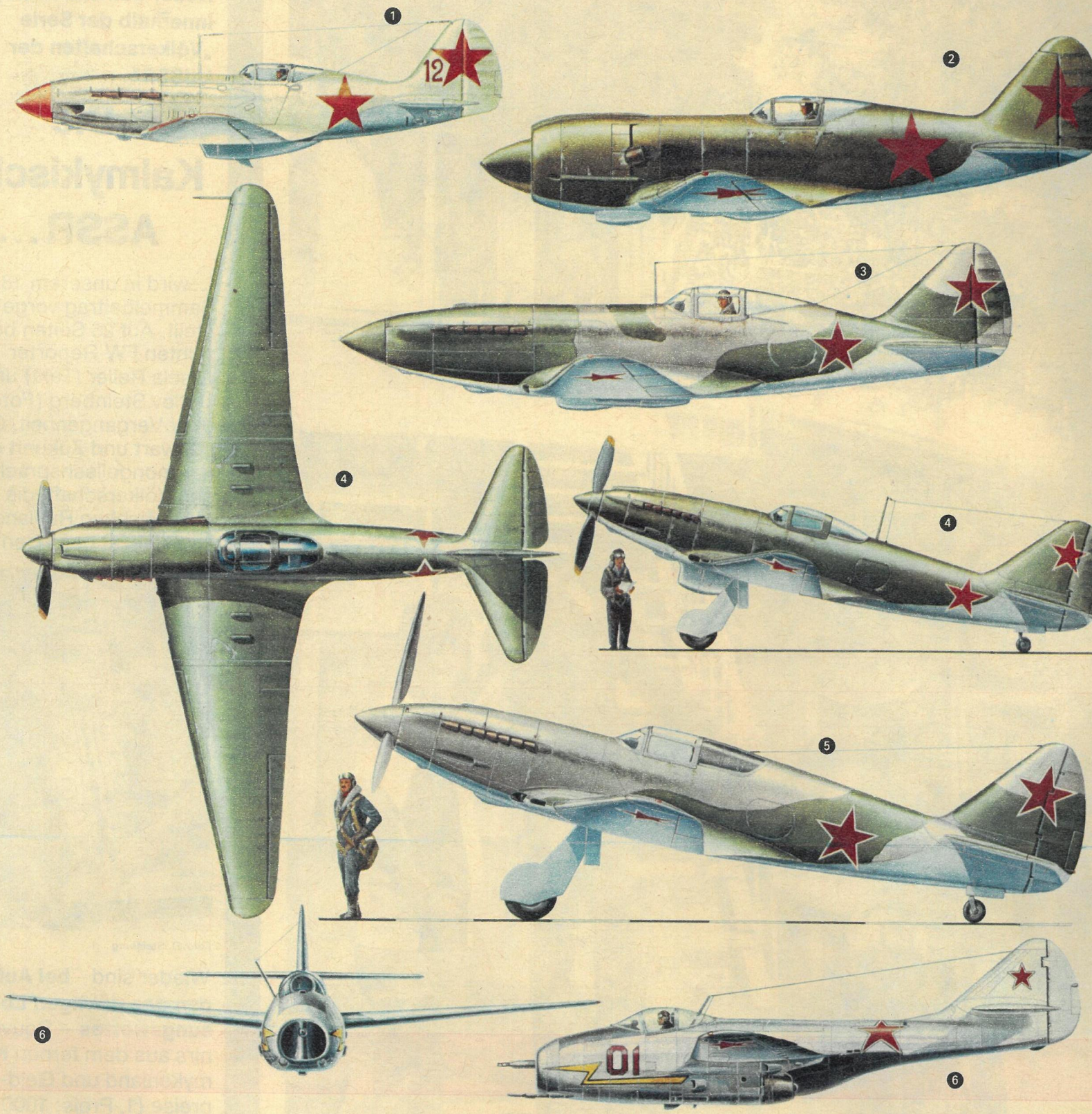
...ist eine Organtransplantation oft die letzte Rettung. Eine der schwierigsten ist die Leberverpflanzung. Über dieses Problem berichten wir im nächsten Heft.

Ein alter Moskauer

Ingenieur Wladimir Schuchow schuf 1922 einen Sendeturm, der zum Symbol des Rundfunks wurde.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Flugzeuge der UdSSR (7)



Drei Buchstaben und ein Begriff

MiG – das Firmensiegel eines der erfolgreichsten Ingenieurkollektive der Sowjet-Luftfahrt. Gütezeichen aus den Anfangsbuchstaben der Familiennamen zweier großer Konstrukteure: Artjom Iwanowitsch Mikojan und Michail Josifowitsch Gurewitsch, die im Herbst 1939 ihr Entwurfsbüros mit dem Leitmotiv „Höher und schneller" gründeten. Schon ihre ersten Kolbenmotor-Jäger, die wir hier abbilden, entsprachen diesem hochgesteckten Ziel. Nach nur fünfjähriger Zusammenarbeit wurden Mikojan und Gurewitsch zu Pionieren des Jet-Flugzeugbaues in der UdSSR. Dem ersten sowjetischen Strahljäger MiG-9 (siehe unten) schloß sich eine Serie von Typen an, die Weltruf erlangten und mit denen der Angriff auf die Schallmauer begann. In der ersten Hälfte der 50er Jahre entstanden Überschall-MiGs, die zu Vorboten von Maschinen mit doppelter und dreifacher Schallgeschwindigkeit wurden. (1) MiG-3-Höhenjäger (1940). Luftverteidigungsflugzeug im Großen Vaterländischen Krieg. Geschwindigkeit: 640/ km/h; Gipfelhöhe: 12 000 m. (2) MiG-9-M-82 – Versuchsjäger mit Sternmotor (1941). Geschwindigkeit: 565 km/h; Gipfelhöhe: 8700 m. (3): I-231 (2 D) – Höhenjäger (1943), erste MiG-Konstruktion, mit der die 700-km/h-Grenze überschritten wurde. (4): I-224 (4 A) – Stratosphärenjäger mit Druckkabine (1944), Geschwindigkeit: 693 km/h; Gipfelhöhe: 14 100 m. (5) I-220 (A) – Abfangjäger, Weiterentwicklung der MiG-3 (1942/43). Geschwindigkeit: 697 km/h; Gipfelhöhe: 11 000 m. (6): MiG-9 (I-300) – zweistrahliger Jäger (1946) für den Truppendienst. Geschwindigkeit: 911 km/h. Gipfelhöhe: 13 500 m.

Der „Abschlußteil „Flugzeuge der UdSSR (8)" erscheint in Heft 20.

Zeichnung: Otto Reich; Redaktion: Karl-Heinz Eyermann

UNSERE FRAGE:

MiG-Jäger sind Standardflugzeuge in den Streitkräften der sozialistischen Bruderländer. Nennen Sie einen Überschall-Jäger der MiG-Serie, der das militärische Hoheitszeichen der DDR erhielt und sich im Truppendienst der NVA bewährte.
Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Flugzeuge der UdSSR 7" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10.
Einsendeschluß: 11. September 1985. Auflösung und Gewinner in Heft 20/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg.